

SESSION 2015

ÉPREUVE À OPTION

COMPOSITION DE GÉOGRAPHIE

DURÉE : 6 heures

L'usage de la calculatrice n'est pas autorisé

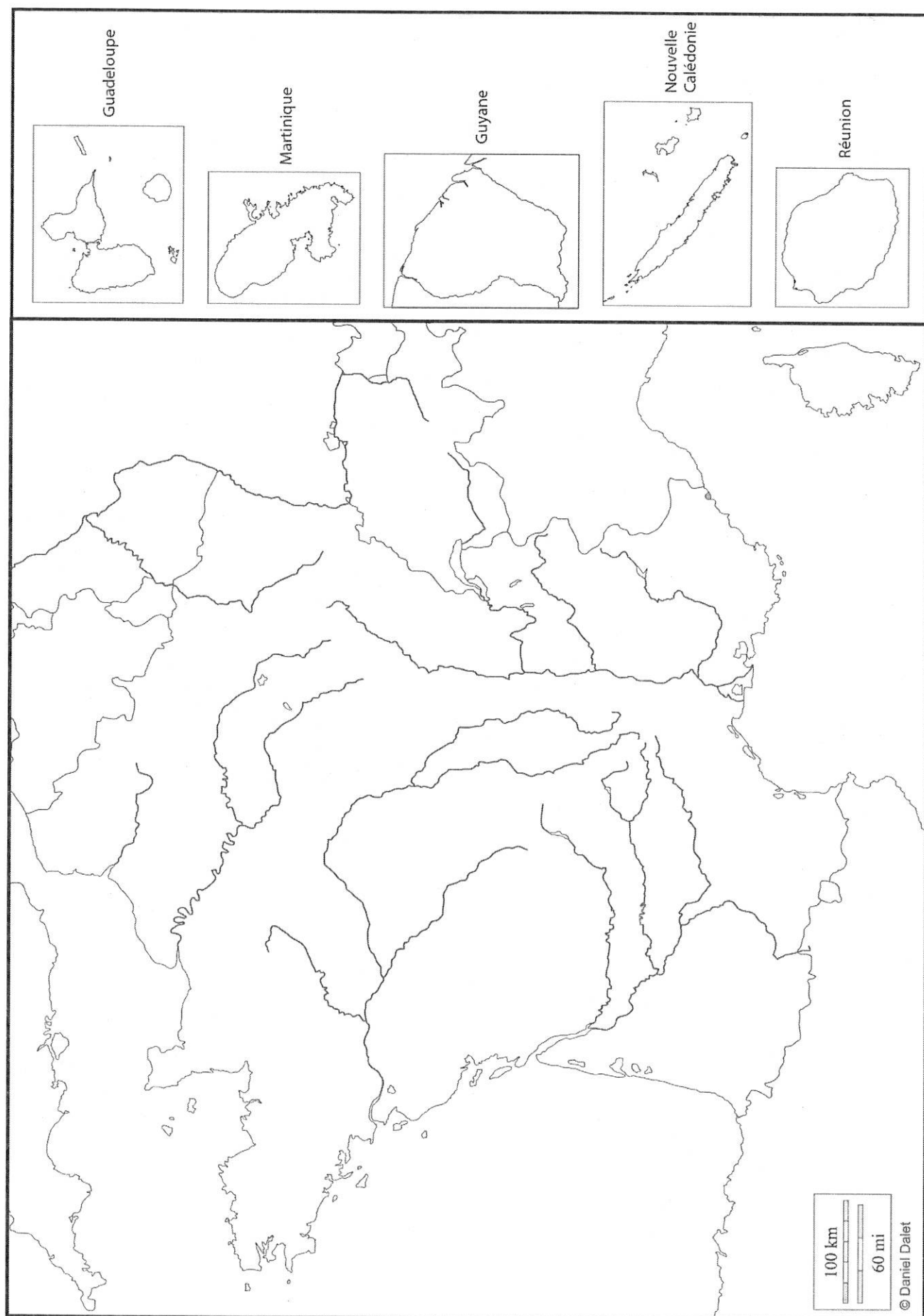
Aucune feuille de calque n'est fournie.

L'utilisation de papier calque est strictement interdite

Eau et risques en France

Pour traiter ce sujet, vous vous appuyerez sur des exemples précis. Par ailleurs, le devoir devra comporter au moins une production graphique de votre choix.

Pièce jointe aux formats A4 et A3 : carte de France avec départements, régions et collectivité d'outre-mer.



UH 556/1

SESSION 2015

ÉPREUVE À OPTION

L'usage de la calculatrice n'est pas autorisé

VERSION LATINE

VERSION GRECQUE

Durée : 4 heures

Les candidats doivent **obligatoirement** traiter le sujet correspondant à la discipline qu'ils ont choisie au moment de l'inscription

Tournez la page S.V.P.

VERSION LATINE

Les rêves prémonitoires d'Hannibal

Hannibalem Coelius scribit, cum columnam auream, quae esset in fano Iunonis Lacinae, auferre uellet dubitaretque utrum ea solida esset an extrinsecus inaurata, perterebrauisset, cumque solidam inuenisset, statuisse tollere. Ei secundum quietem uisam esse Iunonem praedicere ne id faceret ; minarique, si fecisset, se curaturam ut eum quoque oculum, quo bene uideret, amitteret¹ ; idque ab homine acuto non esse neglectum ; itaque ex eo auro, quod exterebratum esset, buculam² curasse faciendam et eam in summa columna conlocauisset.

Hoc item in Sileni *Graeca historia* est (is autem diligentissime res Hannibalis persecutus est) : Hannibalem, cum cepisset Saguntum, uisum esse in somnis a Ioue in deorum concilium uocari ; quo cum uenisset, Iouem imperauisset ut Italiae bellum inferret, ducemque ei unum e concilio datum, quo illum utentem cum exercitu progredi coepisset ; tum ei ducem illum praecepisset ne respiceret ; illum autem id diutius facere non potuisse elatumque cupiditate respexisse ; tum uisam beluam uastam et immanem circumplicatam serpentibus, quacumque incederet, omnia arbusta, uirgulta, tecta peruertere, et eum admiratum quaesisse de deo quodnam illud esset tale monstrum, et deum respondisse uastitatem esse Italiae praecepissetque ut pergeret protinus, quid retro atque a tergo fieret ne laboraret.

Cicéron, *De diuinatione*

¹ Rappelons qu'Hannibal était borgne...

² *Bucula, ae* : « génisse »

VERSION GRECQUE

INVINCIBLE APHRODITE

Face à Ménélas, qui a remis la main sur elle, Hélène cherche à se disculper et commence par invoquer la puissance d'Aphrodite, toujours prompte à servir Pâris-Alexandre, son protégé.

- ἦλθ' οὐχὶ μικρὰν θεὸν ἔχων αὐτοῦ μέτα
ὁ τῆσδ' ¹ ἀλάστωρ, εἴτ' Ἀλέξανδρον θέλεις
ὀνόματι προσφωνεῖν νιν εἴτε καὶ Πάριν ·
ὄν, ὦ κάκιστε, σοῖσιν ἐν δόμοις λιπῶν
5. Σπάρτης ἀπῆρας νηὶ Κρησίαν χθόνα.
Εἶεν.
- Οὐ σ', ἀλλ' ἐμαντὴν τοῦπὶ τῶδ' ² ἐρήσομαι ·
τί δὴ φρονούσά γ' ἐκ δόμων ἄμ' ἐσπόμην
ξένῳ, προδοῦσα πατρίδα καὶ δόμους ἐμούς ;
Τὴν θεὸν κόλαζε καὶ Διὸς κρείσσων γενοῦ,
ὅς τῶν μὲν ἄλλων δαιμόνων ἔχει κράτος,
10. κείνης δὲ δοῦλός ἐστι · συγγνώμη δ' ἐμοί.
Ἔνθεν δ' ἔχοις ἂν εἰς ἔμ' εὐπρεπῇ λόγον ·
ἐπεὶ θανῶν γῆς ἦλθ' Ἀλέξανδρος μυχούς,
χρῆν μ', ἥνίκ' οὐκ ἦν θεοπόνητά μου λέχη,
15. λιποῦσαν οἴκους ναῦς ἐπ' Ἀργείων μολεῖν.
Ἔσπευδον αὐτὸ τοῦτο · μάρτυρες δέ μοι
πύργων πυλωροὶ καὶ πρὸς τειχέων σκοποί,
οἳ πολλάκις μ' ἐφηῦρον ἐξ ἐπάλξεων
πλεκταῖσιν ἐς γῆν σῶμα κλέπτουσαν τόδε.
20. Πῶς οὖν ἔτ' ἂν θνήσκοιμ' ἂν ἐνδίκως, πόσι,
πρὸς σοῦ δικαίως ;

EURIPIDE

¹ τῆσδε : ce démonstratif désigne Hécube.

² τοῦπὶ τῶδε : comprenez « la question suivante ».

SESSION 2015

ÉPREUVE A OPTION

ENS Ulm – ENS de Lyon

**ANALYSE ET COMMENTAIRE EN LANGUE VIVANTE ÉTRANGÈRE
D'UN OU PLUSIEURS TEXTES OU DOCUMENTS
RELATIFS À LA CIVILISATION D'UNE AIRE LINGUISTIQUE**

ALLEMAND – ANGLAIS – ARABE
ESPAGNOL – ITALIEN – JAPONAIS – RUSSE

Durée : 6 heures

L'usage de la calculatrice n'est pas autorisé

Les candidats doivent **obligatoirement** traiter le sujet correspondant à la langue qu'ils ont choisie au moment de l'inscription.

Tournez la page S.V.P.

ANALYSE ET COMMENTAIRE DE TEXTES OU DOCUMENTS EN ALLEMAND

Durée: 6 heures

Analysez et commentez, **en allemand**, les six documents suivants :

DOCUMENT 1

Deutschland als Drückeberger

(...)

Während der Eurokrise hat Deutschland bei wirtschaftspolitischen Entscheidungen in Europa unangefochten die Führung übernommen. Dafür waren sowohl die Stärke seiner Wirtschaft als auch seine Position als gefragter Geldgeber ausschlaggebend.

5 In außen- und sicherheitspolitischen Fragen hingegen bestimmen Großbritannien und Frankreich traditionell die Tagesordnung der EU. Die Krise in der Ukraine könnte jedoch dazu führen, dass Deutschland auch in diesem Bereich die Führung übernimmt.

10 Deutschland hat ein besonderes Verhältnis zu Russland, liegt nicht weit von der Ukraine entfernt und unterhält enge wirtschaftliche Beziehungen zu beiden. Unterdessen ist Frankreich mit zwei Kriegen in Afrika beschäftigt, während Großbritannien durch seine europafeindliche innenpolitische Debatte und die im Gefolge der Einsätze in Afghanistan und Irak aufgekommene Angst vor außenpolitischen Verstrickungen die Hände gebunden sind.

15 Doch Deutschland wird daraus nicht als Leitnation der EU-Außenpolitik hervorgehen, ohne einige der Schwächen zu überwinden, die ihm im Weg stehen. Bundespräsident Joachim Gauck benannte in seiner wichtigen Rede vor der Münchner Sicherheitskonferenz im Januar zwei spezifische Probleme: Deutschland neige dazu, sich einiger der Aufgaben zu entziehen, die andere westliche Mächte wahrgenommen hätten, und es mangle ihm an strategischem Denken. Ein drittes Problem sprach Gauck nicht direkt an: Außenpolitik ist in Deutschland stärker kommerziell motiviert als in manch anderem EU-Staat.

Nach den Schrecken des Zweiten Weltkriegs war Deutschland verständlicherweise an einer eher wirtschaftspolitisch als strategisch ausgerichteten Außenpolitik interessiert und nicht gewillt, in anderen Teilen der Welt militärisch einzuschreiten. Diese Haltung war zwar bemerkenswert langlebig, aber die diversen Bundeskanzler der Nachkriegszeit hatten auch eigene Prioritäten.

20 Gerhard Schröder, Bundeskanzler von 1998 bis 2005, versuchte mithilfe seines Außenministers Joschka Fischer, Deutschland im Umgang mit Sicherheitskrisen "normaler" zu machen. So beteiligten sich deutsche Truppen an der Bombardierung Serbiens und Kosovos durch die NATO, schlossen sich der NATO-Mission in Afghanistan an und leisteten ihren Dienst als Hüter des Friedens in vielen Teilen der Welt.

25 Unter Angela Merkel jedoch wurde die Außenpolitik zurückhaltender, vor allem unter dem interventionsscheuen Außenminister Guido Westerwelle von 2009 bis 2013. Dieser Wandel mag Spiegel der mangelnden Begeisterung der Bevölkerung über den Aktionismus des Duos Schröder/Fischer und den US-geführten Einmarsch in Irak gewesen sein. So schloss sich Deutschland während der Libyen-Krise 2011 Russland und China an, die sich bei der Abstimmung über eine (von den USA, Großbritannien und Frankreich unterstützten) Resolution des UN-Sicherheitsrats enthielten, die den Einsatz von Gewalt ermöglichen sollte.

30 In seiner Münchner Rede vertrat Gauck – unterstützt durch die späteren Ansprachen von Außenminister Frank-Walter Steinmeier und Verteidigungsministerin Ursula von der Leyen – die Auffassung, Deutschlands Außenpolitik solle mehr wie die anderer Staaten sein. Der Bundespräsident sagte, wenn andere Deutschland als Drückeberger ansähen, hätten sie nicht immer ganz unrecht. Er rief die Deutschen zur Bereitschaft auf, mehr zu tun für jene Sicherheit, die ihr von anderen seit Jahrzehnten gewährt wurde.

35 Er wies darauf hin, dass Deutschland von der offenen Ordnung der Welt profitiert habe und warnte, dass "die Folgen des Unterlassens ebenso gravierend wie die Folgen des Eingreifens [...] – manchmal sogar gravierender" sein könnten. Er sagte, Deutschland sollte dazu bereit sein, Geld auszugeben und im äußersten Fall Soldaten zu entsenden. Ferner stellte er fest, dass es "jene gibt, die Deutschlands historische Schuld benutzen, um dahinter Weltabgewandtheit oder Bequemlichkeit zu verstecken". Die Deutschen, so sagte er, sollten für sich keine eigenen Regeln machen.

40 Vielen ausländischen Beobachtern sagte er damit nichts Neues.

Deutschland trägt weniger zur europäischen Sicherheit bei als Großbritannien oder Frankreich. So gab es 2013 1,4 Prozent

seines BIP für Verteidigungsaufgaben aus, verglichen mit 1,9 Prozent in Frankreich und 2,3 Prozent in Großbritannien. (...) Für NATO- und EU-Missionen in Afghanistan, Bosnien, Kosovo und Mali stellt Deutschland zahlreiche Friedenstruppen und Ausbilder, doch unterliegt deren Einsatz einer Reihe von Vorbehalten, die ihrer Wirksamkeit oft hinderlich sind. So konnten deutsche Soldaten und Flugzeuge, die im Norden Afghanistans stationiert waren, weder Offensiveinsätze durchführen noch den NATO-Bündnispartnern helfen, die im unruhigeren Süden kämpfen. Frankreich und Großbritannien sind grundsätzlich eher bereit, ihre Soldaten den Gefahren, die mit einem militärischen Einsatz verbunden sind, auszusetzen (wobei man sagen muss, dass 54 deutsche Soldaten in Afghanistan gefallen sind).

Charles Grant [Direktor des Centre for European Reform (CER)], Außenansicht : « Ein Drückeberger - strategisch schwach und merkantilistisch! », Review 2014 – Außenpolitik Weiter Denken, 30. Mai 2014, hrsg. vom Auswärtigen Amt, Berlin 2014. (<http://www.review2014.de/de/aussensicht/show/article/ein-drueckeberger-strategisch-schwach-und-merkantilistisch.html>)

DOCUMENT 2

Wir sollten Vertrauen zu uns selbst haben

(...)

In Ihrer Europa-Rede haben Sie gesagt, wir brauchten weniger Bedenkenträger und mehr Bannerträger. Sind Sie der erste oder letzte Europäer an der Spitze des Staates?*

Ich bin weder das eine noch das andere. Aber eins steht fest: Ich bleibe bis zuletzt Europäer, und zwar gerade weil ich Deutscher bin. Die Menschen, die Krieg und Nachkriegszeit in Europa erlebt haben, müssen einfach Europäer sein. So wird es wohl die Mehrheit der Menschen meiner Generation empfinden. Wir alle merken aber in den letzten Jahren: Viele Menschen in Europa haben Angst, ihre nationale Identität zu verlieren. Sie fürchten sich vor einem europäischen Bundesstaat. Es existiert ein mentales Innehalten im Prozess weiterer oder vertiefter Vereinheitlichung. Aber wir sollten auch bedenken: Der Euro kann schwerlich ohne mehr Gemeinsamkeiten in der Finanzpolitik bestehen. Die wirtschaftlichen und sozialen Probleme einiger Länder bedürfen langfristiger, gesamteuropäischer Antworten. Und gegenüber globalen terroristischen und militärischen Bedrohungen kann es nur eine gemeinsame Sicherheits- und Verteidigungspolitik geben.

Das heißt, auf Deutschland kommt zusätzliche militärische Verantwortung zu?

Vor 1990 konnte ich mir kaum vorstellen, dass Deutsche an Militäreinsätzen teilnehmen. Heute sehe ich das differenzierter. Ich habe vor Jahren mit Ignatz Bubis, dem ehemaligen Vorsitzenden des Zentralrats der Juden, über das deutsche Engagement auf dem Balkan debattiert. Ich war damals wegen der deutschen Vergangenheit im Zweifel. Bubis aber sagte, gerade wegen Auschwitz müsse sich Deutschland auf dem Balkan engagieren. Was er damit meinte, war, dass man auch durch Fernbleiben schuldig und seinen Grundsätzen untreu werden kann. Ich habe dieses Argument damals verstanden und ich verstehe es heute noch besser.

Vor allem wir älteren Deutschen sind zu Recht selbstkritisch erzogen. Dieser selbstkritische Diskurs darf uns allerdings nicht hindern, Verantwortung zu übernehmen - und zwar auf ganz unterschiedlichen politischen Feldern. Bei fast all meinen Auslandsbesuchen oder bei Gesprächen mit internationalen Gästen habe ich den Eindruck: Die Erwartungen an Deutschland sind groß. Das betrifft längst nicht nur Erwartungen an potentielle militärische Beiträge zur Befriedung von Konflikten, sondern auch Erwartungen an politische und wirtschaftliche Initiativen. Seit über sechzig Jahren werden bei uns nun Menschen- und Bürgerrechte eingehalten. Wir haben einen stabilen Rechtsstaat. Seit Jahrzehnten leben wir in Frieden mit unseren Nachbarn. Das ist ein gigantischer Erfahrungsschatz, den es in der deutschen Geschichte noch niemals gegeben hat und der uns doch eigentlich ein Vertrauen zu uns selbst erlaubt. Deshalb genießt Deutschland in sehr vielen Ländern großen Respekt. Aber: Wie sehen wir selbst Deutschlands Rolle in der Welt? Mit dieser Frage möchte ich mich nächste Woche auch in meiner Rede vor der Münchner Sicherheitskonferenz befassen. Und diese Frage wird uns, da bin ich sicher, die nächsten Jahre immer wieder beschäftigen.

Was heißt das denn für die Realpolitik? Beteiligung an der Befriedung Syriens? War die Weigerung, am Irak-Krieg teilzunehmen, falsch?

Lassen Sie mich, statt über einzelne, konkrete Fälle zu sprechen, generell sagen: Nur in ganz besonderen Situationen und unter sehr engen Voraussetzungen ist militärisches Eingreifen legitim oder gar erforderlich. Ob diese Situationen und diese Voraussetzungen vorliegen, bedarf jeweils gründlicher Diskussion. Und die Entscheidung im Einzelfall wird immer sehr schwierig sein. Schuldig werden kann man in beiden Fällen: sowohl im Fall des militärischen Eingreifens wie auch im Fall der militärischen Enthaltung.

In diesem Jahr jährt sich zum hundertsten Mal der Beginn des Ersten Weltkrieges. Es werden Parallelen zum heutigen Europa gezogen.

Ich sehe diese Parallelen nicht. Die Lage in Europa ist heute zum Glück völlig anders als vor hundert Jahren. 1914 erschien vielen ein Krieg als erneuerndes, manchen sogar als läuterndes Element in einer morbiden Gesellschaft. Heute, nach den Erfahrungen von zwei Weltkriegen, sind Krieg und die Drohung mit Krieg aus der Politik der Europäischen Union verschwunden. Gibt es Konflikte, so werden sie im Dialog gelöst. Zudem wurden nach dem Ersten Weltkrieg die großen übernationalen Imperien gesprengt und neue Nationalstaaten errichtet. Nationalismus war verbreitet, in Deutschland führte er zu nationalistischer Hybris, die zu einem Ende mit bitterstem Schrecken führte. Heute suchen die Nationalstaaten im Prozess der europäischen Einigung nach immer engerer Gemeinschaft. Und die Völker sind sich ihrer nationalen Prägungen bewusst, ohne sie in aggressive Strategien umzusetzen.

« Wir sollten Vertrauen zu uns selbst haben – Ein Gespräch mit Bundespräsident Joachim Gauck », *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 24. Januar 2014.

*Europa-Rede : erste europapolitische Rede des Bundespräsidenten Joachim Gauck. Sie wurde am 22. Februar 2013 in Schloss Bellevue gehalten.

DOCUMENT 3

Die ersten Stunden des Krieges von 1914

Am nächsten Morgen in Österreich! In jeder Station klebten die Anschläge, welche die allgemeine Mobilisation angekündigt hatten. Die Züge füllten sich mit frisch eingerückten Rekruten. Fahnen wehten. Musik dröhnte, in Wien fand ich die ganze Stadt in einem Taumel. Der erste Schrecken über den Krieg, den niemand gewollt, nicht die Völker, nicht die Regierung, diesen Krieg, der den Diplomaten, die damit spielten und blufften, gegen ihre eigene Absicht aus der ungeschickten Hand gerutscht war, war umgeschlagen in einen plötzlichen Enthusiasmus. Aufzüge formten sich in den Straßen, plötzlich loderten überall Fahnen, Bänder und Musik, die jungen Rekruten marschierten im Triumph dahin, und ihre Gesichter waren hell, weil man ihnen zujubelte, ihnen, den kleinen Menschen des Alltags, die sonst niemand beachtet und gefeiert. (...)

Die Generation von heute, die nur den Ausbruch des Zweiten Weltkriegs mitangesehen, fragt sich vielleicht: warum haben *wir* das nicht erlebt? Warum loderten 1939 die Massen nicht mehr in gleicher Begeisterung auf wie 1914? Warum gehorchten sie dem Anruf nur ernst und entschlossen, schweigsam und fatalistisch? Galt es nicht dasselbe, ging es eigentlich nicht noch um mehr, um Heiligeres, um Höheres in diesem unseren gegenwärtigen Kriege, der ein Krieg der Ideen war und nicht bloß einer um Grenzen und Kolonien?

Die Antwort ist einfach: weil unsere Welt von 1939 nicht mehr über so viel kindlich-naive Gläubigkeit verfügte wie jene von 1914. Damals vertraute das Volk noch unbedenklich seinen Autoritäten; niemand in Österreich hätte den Gedanken gewagt, der allverehrte Landesvater Kaiser Franz Joseph hätte in seinem vierundachtzigsten Jahr sein Volk zum Kampf aufgerufen ohne äußerste Nötigung, er hätte das Blutopfer gefordert, wenn nicht böse, tückische, verbrecherische Gegner den Frieden des Reichs bedrohten. Die Deutschen wiederum hatten die Telegramme ihres Kaisers an den Zaren gelesen, in denen er um den Frieden kämpfte; ein gewaltiger Respekt vor den »Oberen«, vor den Ministern, vor den Diplomaten und vor ihrer Einsicht, ihrer Ehrlichkeit beseelte noch den einfachen Mann. Wenn es zum Kriege gekommen war, dann konnte es nur gegen den Willen ihrer eigenen Staatsmänner geschehen sein; sie selbst konnten keine Schuld haben, niemand im ganzen Lande hatte die geringste Schuld. Also mußten drüben im anderen Lande die Verbrecher, die Kriegstreiber sein; es war Notwehr, daß man zur Waffe griff, Notwehr gegen einen schurkischen und tückischen Feind, der ohne den geringsten Grund das friedliche Österreich und Deutschland »überfiel«. 1939 dagegen war dieser fast religiöse Glaube an die Ehrlichkeit oder zumindest an die Fähigkeit der eigenen Regierung in ganz Europa schon geschwunden. Man verachtete die Diplomatie, seit man erbittert gesehen, wie sie in Versailles die Möglichkeit eines dauernden Friedens verraten; die Völker erinnerten sich zu deutlich, wie schamlos man sie um die Versprechungen der Abrüstung, der Abschaffung der Geheimdiplomatie betrogen. Im Grunde hatte man 1939 vor keinem einzigen der Staatsmänner Respekt, und niemand vertraute ihnen gläubig sein Schicksal an. Der kleinste französische Straßenarbeiter spottete über Daladier*, in England war seit München – »peace for our time!« – jedes Vertrauen in die Weitsicht Chamberlains* geschwunden, in Italien, in Deutschland sahen die Massen voll Angst auf Mussolini und Hitler: wohin wird er uns wieder treiben? Freilich, man konnte sich nicht wehren, es ging um das Vaterland: so nahmen die Soldaten das Gewehr, so ließen die Frauen ihre Kinder ziehen, aber nicht mehr wie einst in dem unverbrüchlichen Glauben, das Opfer sei unvermeidlich gewesen. Man gehorchte, aber man jubelte nicht. Man ging an die Front, aber man träumte nicht mehr, ein Held zu sein; schon fühlten die Völker und die einzelnen, daß sie nur Opfer waren entweder irdischer, politischer Torheit oder einer unfäßbaren und böswilligen Schicksalsgewalt.

Stefan Zweig, *Die Welt von Gestern. Erinnerungen eines Europäers* (1942), Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt am Main 2012 (Erstausgabe: Bermann-Fischer Verlag, Stockholm 1942).

*Edouard Daladier war französischer Kriegsminister. Mit dem britischen Premierminister Neville Chamberlain unterzeichnete er das Münchner Abkommen vom 30. September 1938, aus dem die Abtretung des Sudetengebiets an das Deutsche Reich hervorging, und verteidigte damit die englische Appeasement-Politik.

DOCUMENT 4

Die Idee des gerechten Krieges

Der Libyen-Einsatz wirft eine alte Frage wieder auf: Kann ein Krieg gerecht sein?

Wann ist es legitim, Krieg gegen einen souveränen Staat zu führen, wenn es sich dabei nicht um einen Verteidigungskrieg handelt? Heute, da Nato-Kampffjets das Militär eines souveränen Staates beschießen, ist diese Frage besonders brisant; diskutiert aber wird sie schon seit Jahrtausenden.

Noch für Cicero war ein gerechter Krieg – *bellum iustum* – ein Verteidigungskrieg. Erst christliche Theoretiker wie Augustinus und Hostiensis entwickelten die Idee, dass gerechte Kriege auch aus anderen Gründen geführt werden könnten, etwa als Instrument der Christianisierung. Aus der Zeit der Kreuzzüge entstammt das schlechte Ansehen der Idee, Krieg im Namen des Guten zu führen.

In der Renaissance dann entstand das Konzept des gerechten Krieges aus humanitären Motiven. Der spanische Rechtsphilosoph Francisco de Vitoria forderte in seinen Vorlesungen zur Entdeckung Amerikas von 1539, die Menschenopfer der Azteken durch ein europäisches Einschreiten zu beenden.

Vitoria gilt heute als geistiger Vater der Vereinten Nationen. Für ihn bestand ein Verantwortungszusammenhang der Menschheit, der nicht an den Grenzen eines Staats halt macht. Das wesentliche Kriterium des gerechten Kriegs ist für ihn eine Unrechtmäßigkeit, die eine Zivilbevölkerung erleidet – etwa, wenn ihr das Recht auf körperliche Unversehrtheit genommen wird oder ihre ökonomische und politische Teilhabe am Gemeinwesen. Wenn ein solches Unrecht systematisch ist, etwa weil eine Regierung den Bürgern grundsätzlich die politische und ökonomische Teilhabe verweigert, ist es nach Vitoria Pflicht, diese Regierung von außen zu stürzen.

Das war schon damals eine gefährlich offene Definition. Vitoria schränkte sie zwar ein: Ein gerechter Krieg dürfe ausschließlich dazu dienen, Unrecht zu beheben. Es dürfe die Macht der Akteure nicht vergrößern. Dennoch wurden seine Argumente schon zu seinen Lebzeiten kritisiert, da sie dazu dienten, den spanischen Kolonialismus in Lateinamerika zu rechtfertigen.

In den Jahrhunderten nach Vitoria mehrten sich in Europa Zweifel, die er selbst schon angeführt hatte: Kann ein Krieg nicht auch von beiden Seiten aus als gerecht begründet werden? Besonders die konfessionellen Kriege des 16. und 17. Jahrhunderts führten die Idee eines einseitig gerechten Kriegs ad absurdum. Katholische und protestantische Mächte nahmen für sich in Anspruch, ihren Anhängern in den Territorien der verfeindeten Konfession beizustehen.

Aus den bitteren Erfahrungen des Dreißigjährigen Krieges entwickelte sich die Ordnung des Westfälischen Friedens von 1648: Ein internationales System souveräner Staaten, die sich die Einmischung in ihre inneren Angelegenheiten verboten. Der Verteidigungskrieg wurde in den Augen der meisten die einzige Form des legitimen Kriegs.

Seither wird das Prinzip der Nicht-Einmischung von vielen vertreten. Auch Kant wies in seiner Friedensschrift von 1795 darauf hin, dass die humanitäre Intervention kein geeignetes Mittel sei, um den Weltfrieden zu erreichen. Die Idee eines gerechten Kriegs setze eine Rechtsordnung voraus, die über dem Einzelstaat stehe. Die aber gebe es nicht. (...)

Johannes Thumfart, « Die Idee des gerechten Krieges », *Die Zeit Online*, 1. April 2011

DOCUMENT 5

Auftrag Weltmacht

(...) Von Joachim Gauck bis zu den Ministern Ursula von der Leyen und Frank-Walter Steinmeier – sie alle haben auf diesem Forum [die Münchener Sicherheitskonferenz 2014] das Mandat der globalen Zuständigkeit reklamiert. Deutschlands Auftrag soll fortan die ganze Welt sein, und wenn das nicht reicht, dann Afrika. „Deutschland ist eigentlich zu groß, um Weltpolitik nur von der Außenlinie zu kommentieren“, sagt der sozialdemokratische Nachfolger von Guido Westerwelle. Als der damalige Bundespräsident Horst Köhler 2010 das Handlungsbedürfnis „eines überdurchschnittlich globalisierten Landes“ (Gauck) ähnlich beschrieb und meinte, dass „auch militärischer Einsatz notwendig ist, um unsere Interessen zu wahren“, musste er gehen. Keinem der heutigen Anwälte des neoimperialen Nachzüglers wird Gleiches widerfahren.

Die Botschaft von München lautet: Niemals wieder darf es einen 17. März 2011 geben, als sich Deutschland der Stimme enthielt, während der UN-Sicherheitsrat ein Flugverbot über Libyen dekretierte. Im Nachhinein könnte man sagen, in weiser Voraussicht blieb man neutral. Schließlich wurde die UN-Resolution 1973 von der NATO als Vorwand für eine Intervention aus der Luft und den von außen forcierten *regime change* missbraucht. Wer aber glaubte, die deutsche Position verdanke sich der Überzeugung, ein solcher Bruch des Völkerrechts beschädige dessen Wert, der verwechselte Verhalten mit Haltung. Die Ziele der Operation Gaddafi-Sturz teilte Berlin durchaus, nur nicht die Risiken, innenpolitischer Unwägbarkeiten wegen.

- 15 Ähnlich lavierte Angela Merkel, als die US-Regierung im September 2013 zum Militärschlag gegen Syrien rüstete. Die Kanzlerin erklärte zwar, wenn die Assad-Armee Chemiewaffen einsetze, müsse das Konsequenzen haben. Nur welche sagte sie nicht. Obamas Angriffspläne wurden weder unterstützt noch verworfen, geschweige denn erwähnt. Merkel ignorierte, was sie nicht kommentieren wollte, und wirkte wie ein Phantom, das so lange durch eine Parallelwelt geistert, bis sich in der realen die Gemüter beruhigen. Sie lieferte ihr Meisterstück für eine Außenpolitik nach Gefühl und Gemenge ab, die eine in Deutschland verbreitete Skepsis gegenüber eilfertigen Interventionismus reflektiert.
- 20 Nur, wer derart auf Sicht navigiert statt mit Road Map und Kompass, zeigt wenig strategisches Format. Der setzt auf taktische Vorsicht, um die Folgen von allzu viel Wagemut einzugrenzen. Besonders gilt das für die schwer zu verschmerzenden, im öffentlichen Bewusstsein nachwirkenden eigenen Toten. 54 deutsche Soldaten sind in Afghanistan umgekommen – und trotzdem soll Angela Merkel nun Kanzlerin einer militärischen Großmacht werden? Weil man sich einer bisherigen Kultur der Zurückhaltung schämt? Welcher Zurückhaltung? Bei derzeit 18 Auslandsmissionen der Bundeswehr mit 5.200 Soldaten, die
- 25 von Nordafrika bis Zentralasien disloziert sind? Geht es demnächst auch nach Somalia und Darfur, in den Südsudan oder in das als Chaos-Staat zurückgelassene Libyen, um den Menschenrechten zu dienen? Es soll schließlich „idealistisch-wertorientiert“ gehandelt werden, wie uns Gauck und von der Leyen versichern. Auf einmal scheint das Dominospiel nicht mehr so recht im Fluss. Es geht um den fälligen Stein: die eigene Gesellschaft. Wer hat in München danach gefragt, was sie davon hält, für eine Sicherheitspolitik in Haftung genommen zu werden, die hoch hinaus will und Opfer kostet? Wie soll
- 30 Akzeptanz erkaufte werden, wenn Merkel die Geisterfahrten verwehrt bleiben? Durch die Zusicherung, dass die Risiken neuer Militärmissionen nicht steigen, während die Hemmschwelle sinkt, die uns bisher davon abgehalten hat?
- Das hieße, mehr denn je den asymmetrischen Krieg zu suchen, der nicht mit Panzern, sondern Drohnen geführt wird, so dass technologische Überlegenheit den Gegner bricht, Unbeteiligte tötet und jenen Widerstand entfacht, der ebenfalls asymmetrisch daher kommt – mit der Gegenmacht des Terrors. Und dafür will Deutschland „mehr Verantwortung übernehmen“? Nach dem
- 35 3. Oktober 1990 wurde es zur außenpolitischen Normalität, sich an Weltordnungskriegen zu beteiligen. Offenbar ist es inzwischen eine Frage der außenpolitischen Identität, bei diesen Feldzügen eine Führungsmacht zu sein.

Lutz Herden, « Auftragweltmacht », der Freitag Nr. 06/14, 6. Februar 2014

DOCUMENT 6

Das Gerede vom Krieg

- Mein Vater hatte eine Narbe aus dem Krieg. Ein Granatsplitter hatte seinen Unterarm durchschlagen. Auf der Vorderseite war der Splitter in den Arm eingedrungen und auf der Rückseite ausgetreten. Als Kinder haben wir die Krater gesehen und erst viel später verstanden: Er hatte den linken Arm um einen Baum gelegt und dann die Granate gezündet. An der Ostfront war er schon. Er wollte nicht noch weiter. Mein Vater war ein mutiger Mann: Man hätte ihn für diese Tat erschießen können.
- 5 Wir müssen nicht in Geschichtsbücher gucken, um zu wissen, dass General Sherman recht hatte, als er sagte: "Der Krieg ist die Hölle." Er hatte im amerikanischen Bürgerkrieg die Stadt Atlanta niedergebrannt. Er wusste, wovon er sprach. Und wir wissen es, wenn wir uns erinnern.
- Aber vor kurzem hat Außenminister Steinmeier gesagt, Deutschland sei "zu groß, um die Weltpolitik nur zu kommentieren". Und Verteidigungsministerin von der Leyen fand: "Wir können nicht zur Seite schauen, wenn Mord und Vergewaltigung an
- 10 der Tagesordnung sind." Jetzt hat Bundespräsident Gauck auf der Münchner Sicherheitskonferenz noch einen drauf gesetzt und verkündet, Deutschland solle sich "früher, entschiedener und substantieller einbringen". Diese Politiker gebrauchen das Wort Krieg nicht. Aber nichts anderes ist gemeint, wenn Steinmeier von "tätiger Außenpolitik" spricht und Gauck die Deutschen auffordert, "sich der Welt zuzuwenden".
- 15 Vor der Wahl haben sie so nicht geredet, weil sie wissen, dass die Wähler das alles nicht wollen. Sie haben den Kurswechsel, den sie zweifellos schon länger planen, nicht angekündigt. Das ist dreist. Und es ist doppelter Unsinn. Diesem Denken liegt eine überkommene Vorstellung von Sicherheit und Verantwortung zugrunde. Und von deutschem Isolationismus kann längst keine Rede mehr sein.
- Kambodscha, Georgien, Kosovo, Afghanistan, überall sind deutsche Soldaten seit der Wiedervereinigung zu Tode gekommen. Der Einsatz in Afghanistan, der bald zu Ende geht, war der größte und teuerste der Bundeswehr - was Menschen, Material und
- 20 Mittel angeht. Und dieser Einsatz war vollkommen sinnlos. Korruption, Islamismus, Stammesherrschaft, alles, was der Westen dort bekämpfen wollte, wird sich wieder ausbreiten, sobald die Isaf-Truppen abgezogen sind.
- Wofür also ist der Hauptgefreite Sergej Motz gestorben, der dort am 29. April 2009 um 19.10 Uhr von einer Panzerfaust getroffen wurde? Der erste deutsche Soldat nach dem Zweiten Weltkrieg, der im Gefecht sein Leben verlor. Und all die anderen nach ihm. Im Afghanistan-Krieg starben 54 deutsche Soldaten und Polizisten, davon 36 im Kampf.
- 25 Meinte der Außenminister diese Toten, als er vom "kommentierenden" Deutschland sprach? Und findet der Bundespräsident, das Opfer dieser Männer nicht "entschieden und substantiell" genug? Glauben die beiden denn, eine größere Zahl von Soldaten - und von Opfern auf beiden Seiten - hätte das afghanische Blatt wenden können? Sie reden neuen Einsätzen das Wort, aber haben nicht den Mut zuzugeben, dass dieser Krieg verloren ging. Andererseits: Wie hätte ein "Sieg" in Afghanistan überhaupt aussehen sollen?

30 Die Deutschen sind mit großer Mehrheit gegen die Kampfeinsätze der Bundeswehr. Sie haben besser verstanden als ihr im
Gestern verhafteter Präsident und als ihr auf Aktionismus drängender Außenminister, dass die kulturellen Konflikte der
Gegenwart mit Waffen nicht zu lösen sind.
Immerhin konnten sich Gauck, Steinmeier und von der Leyen des Beifalls der außenpolitischen Medienelite sicher sein. Über
das "deutsche Ohnmachteltum" klagte der Außenpolitik-Chef der "Welt". Den Vorwurf der "defensiven Bequemlichkeit"
35 erhob der Kollege von der "Süddeutschen Zeitung".

Denn in vielen Redaktionen sitzen Journalisten, die ihren Job wie Nato-Pressesprecher verstehen. Diese Leute treffen sich auf
der Sicherheitskonferenz in München, bei der Atlantik-Brücke, beim American Council on Germany, oder bei der Deutschen
Atlantischen Gesellschaft. In diesen Kreisen ist man sich einig, dass die Zeit der "Zurückhaltung" ein Ende haben müsse. Der
40 deutsche Beitrag zu militärischen Interventionen seit dem Fall der Mauer reicht diesen Leuten noch lange nicht. Mehr Stahl,
mehr Fleisch! Warum? Damit sie sich endlich auf internationalem Parkett ebenbürtig fühlen.

Auf einmal wird klar, was dieses Land an seinem Außenminister Guido Westerwelle hatte, der für eine "Kultur der
militärischen Zurückhaltung" stand und der dafür nun von den Zeitungen gescholten wird.

Die Propheten des außenpolitischen Wandels geben vor, es gehe ihnen um Verantwortung und Sicherheit. Aber Verantwortung
definiert sich nicht militärisch, und Sicherheit hat heute eine andere Bedeutung als früher.

45 Nichts bedroht unsere Sicherheit gegenwärtig mehr als der Verlust an Autonomie über unsere Daten: Geld, Identität, Macht,
alles steht dabei auf dem Spiel. Aber so viel Verantwortung wollen Gauck, Steinmeier und von der Leyen lieber doch nicht
übernehmen.

Und auch eine andere Gelegenheit, sich verantwortlich zu erweisen, ließ die Bundesregierung gerade vorüberziehen: Einen
Tag nach Gaucks Rede meldete der SPIEGEL, dass der Export von mehr als hundert Patrouillen- und
50 Grenzüberwachungsbooten nach Saudi-Arabien mit einer Bürgschaft von rund 1,4 Milliarden Euro unterstützt werden soll.
Ausdrücklich wird auf die "hohe beschäftigungspolitische Bedeutung" des Deals hingewiesen.

Das Schlimmste ist die Heuchelei.

Jakob Augstein, « Das Gerecke vom Krieg », *Der Spiegel Online*, 3. Februar 2014.

<http://www.spiegel.de/politik/deutschland/jakob-augstein-ueber-den-einsatz-von-soldaten-der-bundeswehr-im-ausland-a-950725.html>

ANALYSE ET COMMENTAIRE DE TEXTES OU DOCUMENTS EN ANGLAIS

Durée: 6 heures

Analysez et commentez, **en anglais**, les cinq documents suivants:

DOCUMENT ONE

The problem of today, as of yesterday and tomorrow, is how to establish equity between men. The laborer who is forced to sell his day's labor today, or starve tomorrow, is not in equitable relations with his employer, who can wait to buy labor until starvation fixes the rates of wages and hours of time. The labor movement is the natural effort of readjustment, —an ever continued attempt of organized laborers, so that they may withhold their labor until the diminished interest or profit or capital of the employer shall compel him to agree to such terms as shall be for the first time measurably equitable. There are the forceful methods of all time, and may continue to develop manhood and womanhood by peaceful revolution, as laborers advance their line, or may cause a social earthquake, and become destructive by organized repression of labor's right. Before the solution of the labor problem can be reached, the nature of the complaint must be understood (...)

Primarily the responsibility of strikes and outbreaks rests upon the wage labor system, —a system that encourages cunning above conscience; that robs the producer and enriches the speculator; that makes the employer a despot, and the employee a slave, —a system that shortens life, engenders disease, enfeebles the mind, corrupts the morals, and thus propagates misery, vice and crime.

We complain, that whereas labor produces all the wealth of the world, the laborer receives only as much as will keep him in the poorest condition of life to which he can be crowded down, for the shortest number of years; that he makes civilization possible, and is reduced to barbarism, —building houses not to own them, carriages not to ride in them, growing food he may not eat, and weaving raiment he may not wear; that all of the arts and comforts that lift human life above the brute are present to tantalize and to encourage him; that steam, electricity, chemistry and productive machinery are competitors, and not co-operators, with him; that the conditions of employment are debasing, and not elevating, —demoralizing and not self-controlling; and that, whereas he is the most important factor, he is treated as the least, that his home is in the tenement houses, back slums, and alleys of the city; or the unhealthy lowlands of the suburbs; that his wife is forced from home, and his children from school, that he cannot, as a laborer, hope for thanks, honors or positions of trust; that he is practically debarred from representation or the public expression of his complaints. When at work, he belongs to the lower orders, and is continually under surveillance; when out of work, he is an outlaw, a tramp, —he is a man without the rights of manhood, —the pariah of society, homeless, in the deep significance of the term.

The laborer's complaint is not that brains rule, or that culture leads, but that conscienceless cunning and miserly acquisitiveness are rewarded better than constructive ability or open-hearted integrity. We complain that culture busies itself upon immaterial subjects, —conning the olden lore, not delving for the revealed treasures that lie embossed in humanity; that learning interests itself with the science of things, and not with the science of men; that philanthropy is the maudlin moan over the needs of the beasts, and a scoffer at the woes of humanity.

We complain that our rulers, statesmen, and orators have not attempted to engraft republican principles into our industrial system, and have forgotten or denied its underlying principles. We complain that statesmanship is narrow and partisan, the pulpit blind and ignorant, and the press the advertising channel of wealth; that the spirit and power of our institutions are being subverted from the high positions attempted by the Fathers, by gradual limitation of the power of the ballot, making elections less frequent, appointments more numerous, terms of office longer, (...) by the teaching of a false and pernicious system of political economy, that has no logical rule of law of action (...) a

system that, up to this time, has taught that the production, and not the distribution, of wealth, was the greatest factor in civilization.

We complain that the courts are administrators of estates, and not of justice; that the weight of wealth, and not of testimony, wins the case or decides the penalty. We complain that jurors are chosen from the traders and speculators, and not from the wage laborers. We complain (...) that we are wholly in the hands of our employers, —serfs of the mills, the workshop, and the mine, —subjects of the railroad kings and the cotton lords, who know no divided allegiance.

In the light to these facts, we declare that there is an inevitable and irresistible conflict between the wage system of labor and the republican system of government—the wage labor attempting to save the government, and the capitalist class ignorantly attempting to subvert it.

George E. McNeill¹, *The Labor Movement: The Problem of Today*, Chapter XVII, 'The Problem of Today' 454-459, 1887 (adapted).

DOCUMENT TWO

There was, as I have said, no Trade Union tradition among the class of workers to whom we were appealing. Many of the dock workers were recruited from the farm labour class, and it appeared that the management of the Tilbury Docks, as it was located in what was once an agricultural area, considered 4d. per hour² enough for the docker. From Tilbury to the up-town docks, at the gate and on the quay-side, at the approaches to the wharves, and at street corners, we began our constitutional propaganda. (...)

It might be supposed that under such conditions as these the workers were ripe for the message we brought. Far from it. For the first twelve months it was almost impossible to obtain a hearing, and positively futile to attempt to obtain platform support. Insult, physical violence, and filthy refuse, stones and solid missiles were thrown at us. (...)

In this work I found new friends, among them George Howell,³ who had become a couple of months earlier a Member of Parliament, contemporary with George Odger,⁴ one of the first Labour candidates, who were both to help me with practical advice in drawing up the rules of our Union. Howell, later on, found much to challenge in what came to be called the 'New' Unionism. He had been brought up in an older school.

The Trade Unionism of his way of thinking, was the organisation of skilled craftsmen, paying relatively high dues and obtaining substantial trade and friendly benefits from their organisation. The Trade Unionism defended so vigorously by George Howell and his friends, differed both in character and in method from the Trade Unionism which originated in the teaching of Robert Owen. It was based upon a different principle of organisation. The project of forming one General Union had long been abandoned. The individual Unions which had sprung up were bent on making the best of the capitalist system in the interests of their members in mitigating the rigours of industrialism and in providing for their members benefits of a benevolent and industrial character, which they could not obtain from any other source. (...)

A woman with whom I came in contact for the first time in those days of laborious and exhausting agitation, and for whom I formed a sincere admiration which later years only tended to deepen, was Beatrice Potter, later to become famous as Mrs Sidney Webb. (...)

¹ George McNeill (1837-1906) was a prominent labor leader in the US in the late 19th century. The son of an abolitionist, he was a member of several unions and organizations, both in New England and at the national level. That year, he unsuccessfully ran for Mayor of Boston and Governor in Massachusetts as a labor candidate.

² The dockers were paid four shillings an hour.

³ George Howell, originally a bricklayer, was secretary of the Trades Union Congress Parliamentary Committee from 1871 to 1875. He stood for Parliament as early as 1868.

⁴ George Odger, a shoemaker, was in the 1860s secretary of the London Trades Council and a member of the Junta.

Miss Potter, or Mrs. Webb⁵ as I had better call her (...), had interested herself in the conditions of dock labour, and had made a first-hand investigation, the results of which were embodied in an article on dock life in one of the monthly reviews, *The Nineteenth Century* I think it was, and later incorporated in one of the volumes of Charles Booth's monumental works on life and labour in London. Mrs. Webb, it appears from her own reminiscences, recently published, kept a diary in those days, and in it she describes a meeting at Canning Town.

I was one of the speakers, but neither I nor any of the other people on the platform appeared to have made a very satisfactory impression upon our rather aristocratically prejudiced visitor; she was young, clever, much petted by the intellectuals of the older generation; undoubtedly sincere, anxious to help, but somewhat condescending. (...)

Many of the skilled workers held that the general labourer could not be a Trade Unionist. He was outside the pale. We encountered it when we started the organisation of the gas workers. I assisted Will Thorne to form the Gas Workers' Union which grew into a National Union of General and Municipal Workers, and to which Thorne gave a lifetime of devoted service; and from the older Unions we received very little help. (...)

Similarly my own feeble Union was developed. There were frequent strikes, which emphasized the need for organisation and which produced results which illustrated the benefits of Unionism: extra times for meals, extra money for work. But those who benefited drifted out of organisation when their immediate fight was won.

These starved and dispirited men were not easy to inspire with the spirit of revolt. Revolutions are not as a rule made by hungry men.

Ben Tillett,⁶ *Memories and Reflections*, Chapter XII, 'The Work of an Agitator', 1931 (adapted).

DOCUMENT THREE

Negroes are almost entirely a working people. There are pitifully few Negro millionaires and few Negro employers. Our needs are identical with labor's needs: decent wages, fair working conditions, livable housing, old age security, health and welfare measures, conditions in which families can grow, have education for their children, and respect in the community. That is why Negroes support labor's demands and fight laws which curb labor. That is why the labor hater and labor baiter is virtually always a twin-headed creature spewing anti-Negro epithets from one mouth and anti-labor propaganda from the other mouth.

The duality of interests of labor and Negroes makes any crisis which lacerates you, a crisis from which we bleed. And as we stand on the threshold of the second half of the twentieth century, a crisis confronts us both. Those who in the second half of the nineteenth century could not tolerate organized labor have had a rebirth of power and seek to regain the despotism of that era while retaining the wealth and privileges of the twentieth century. Whether it be the ultra right wing in the form of Birch societies or the alliance which former President Eisenhower denounced, the alliance between big military and big business, or the coalition of southern Dixiecrats and northern reactionaries, whatever the form, these menaces now threaten everything decent and fair in American life. Their target is labor, liberals, and Negro people, not scattered "reds" or even Justice Warren, former presidents Eisenhower and Truman and President Kennedy, who are in truth beyond the reach of their crude and vicious falsehoods.

Labor today faces a grave crisis, perhaps the most calamitous since it began its march from the shadows of want and insecurity. In the next ten to twenty years, automation will grind jobs into dust as it grinds out unbelievable volumes of production. This period is made to order for those who would

⁵ Beatrice Webb was interested in social work and she later became a Fabian.

⁶ Ben Tillett (1860-1943). He started his career as a trade union organizer in 1887 and he was instrumental in setting up the Dock, Wharf, Riverside and General Workers' Union which was active in the 1889 London dock strike. The latter aimed at securing higher wages for the dockers.

not seek to drive labor into impotency by viciously attacking it at every point of weakness. Hardcore unemployment is now an ugly and unavoidable fact of life. Like malignant cancer, it has grown year by year and continues its spread. But automation can be used to generate an abundance of wealth for people or an abundance of poverty for millions as its humanlike machines turn out human scrap along with machine scrap as a byproduct of production. And, I am convinced that our society, with its ability to perform miracles with machinery, has the capacity to make some miracles for men –if it values men as highly as it values machines.

To find a great design to solve a grave problem, labor will have to intervene in the political life of the nation to chart a course which distributes the abundance to all instead of concentrating it among a few. The strength to carry through such a program requires that labor know its friends and collaborate as a friend. If all that I have said is sound, labor has no firmer friend than the twenty million Negroes whose lives will be deeply affected by the new patterns of production.

Now to say that we are friends would be an empty platitude if we fail to behave as friends and honestly look to weaknesses in our relationship. And unfortunately there are weaknesses. Labor has not adequately used its great power, its vision, and resources to advance Negro rights. Undeniably, it has done more than other forces in American society to this end. Aid from real friends in Labor has often come when the flames of struggle heighten. But Negroes are a solid component within the labor movement and a reliable bulwark for labor's whole program, and should expect more from it exactly as a member of the family expects more from his relatives than he expects from his neighbors.

Labor, which made impatience for long delayed justice for itself a vital motive force, cannot lack understanding of the Negro's impatience. It cannot speak with the reactionary's calm indifference, of progress around some obscure corner not yet possible even to see. There is a maxim in the law –justice delayed too long is justice denied (...)

Discrimination does exist in the labor movement. It is true that organized labor has taken significant steps to remove the yoke of discrimination from its own body. But in spite of this, some unions, governed by the racist ethos, have contributed to the degraded economic status of the Negro. Negroes have been barred from membership in certain unions and denied apprenticeship training and vocational education. In every section of the country, one can find labor unions existing as a serious and vicious obstacle when the Negro seeks jobs or upgrading in employment. Labor must honestly admit these shameful conditions, and design the battle plan which will defeat and eliminate them. In this way, labor would be unearthing the big truth and utilizing its strength against the bleakness of injustice in the spirit of its finest traditions (...)

The two most dynamic and cohesive liberal forces in the country are the labor movement and the Negro freedom movement. Together we can be architects of democracy in a South now rapidly industrializing. Together we can retool the political structure of the South, sending to Congress steadfast liberals who, joining with those from northern industrial states, will extend the frontiers of democracy for the whole nation. Together we can bring about the day when there will be no separate identification of Negroes and labor.

Martin Luther King, Speech to the AFL-CIO Fourth Constitutional Convention, Miami Beach, Florida, December 11, 1961 (adapted).

DOCUMENT FOUR

Since the middle of the 20th century, organized labor in America has undergone two transformations with major implications for the nation's politics. The first is the dramatic decline in overall union membership. In 1955, organized labor represented one-third of the non-agricultural work force; today, it represents just 12.3%. The second transformation, however, is even more significant: the change in the composition of the unionized work force. As private-sector unions have withered, public-sector unions have grown dramatically. The Bureau of Labor Statistics reports that, in 2009, for

the first time ever, more public-sector employees (7.9 million) than private-sector employees (7.4 million) belonged to unions. Today, unionized workers are more likely to be teachers, librarians, trash collectors, policemen, or firefighters than they are to be carpenters, electricians, plumbers, auto workers, or coal miners.

This shift has produced a noticeable change in the demographic profile of union members; gone is the image of a union man as a beefy laborer in a hard hat and steel-toed boots. According to data from the University of Michigan's American National Election Study, in 1952, about 80% of union members were blue-collar workers, while 20% were white-collar workers; by the mid-1990s, those classified as white-collar workers gained majority status. Nor do men dominate unions any longer: In the 1950s, more than 80% of union members were men, but today there is near gender parity. Union members also have much more schooling than they once did. In 1960, more than 35% of union members had not finished high school and barely 2% had college degrees. Today, almost every union member has completed high school, and more than 25% have college degrees. The typical union member no longer lives in a major city center close to the factory; by the 1990s, union members were more likely to live in suburban than urban areas. Unions have also become multi-racial: Nearly a quarter of union members are now non-white. Unions today represent a vastly different slice of America than they did at the height of the country's manufacturing prowess.

The rise of government-worker unionism has also combined with the broader transformation of the American economy to produce a sharp divergence between public- and private-sector employment. In today's public sector, good pay, generous benefits, and job security make possible a stable middle-class existence for nearly everyone from janitors to jailors. In the private economy, meanwhile, cutthroat competition, increased income inequality, and layoffs squeeze the middle class. This discrepancy indicates how poorly the middle class has fared in recent decades in the private economy, which is home to 80% of American jobs. But it also highlights the increased benefits of government work, and shines a spotlight on the gains public-sector unions have secured for their members. Perhaps this success helps explain why, on average, 39% of state- and local-government employees belong to unions. (Differences in state and local laws of course mean that the percentage varies from state to state; New York tops the chart with roughly 70% of state employees in unions, while many Southern right-to-work states hover in the single digits.⁷)

The emergence of powerful public-sector unions was by no means inevitable. Prior to the 1950s, as labor lawyer Ida Klaus remarked in 1965, "the subject of labor relations in public employment could not have meant less to more people, both in and out of government." To the extent that people thought about it, most politicians, labor leaders, economists, and judges opposed collective bargaining in the public sector. Even President Franklin Roosevelt, a friend of private-sector unionism, drew a line when it came to government workers: "Meticulous attention," the president insisted in 1937, "should be paid to the special relations and obligations of public servants to the public itself and to the Government....The process of collective bargaining, as usually understood, cannot be transplanted into the public service." The reason? F.D.R. believed that "[a] strike of public employees manifests nothing less than an intent on their part to obstruct the operations of government until their demands are satisfied. Such action looking toward the paralysis of government by those who have sworn to support it is unthinkable and intolerable." Roosevelt was hardly alone in holding these views, even among the champions of organized labor. Indeed, the first president of the AFL-CIO, George Meany, believed that it was "impossible to bargain collectively with the government."

Courts across the nation also generally held that collective bargaining by government workers should be forbidden on the legal grounds of sovereign immunity and unconstitutional delegation of government powers. In 1943, a New York Supreme Court judge held:

To tolerate or recognize any combination of civil service employees of the government as a labor organization or union is not only incompatible with the spirit of democracy, but inconsistent with every principle upon which our government is founded. Nothing is more dangerous to public welfare than to admit that hired servants of the State can dictate to the

⁷ Right-to-work states are states where unions are prohibited from creating "union shops" making union membership mandatory for all workers in companies where a majority of employees have voted to have a union. Right-to-work laws also bar unions from establishing automatic paycheck deduction for union dues, which makes it much harder for unions to collect dues.

government the hours, the wages and conditions under which they will carry on essential services vital to the welfare, safety, and security of the citizen. To admit as true that government employees have power to halt or check the functions of government unless their demands are satisfied, is to transfer to them all legislative, executive and judicial power. Nothing would be more ridiculous.

Another common objection to collective bargaining with public-employee unions was that it would mean taking some of the decision-making authority over government functions away from the people's elected representatives and transferring it to union officials, with whom the public had vested no such authority. In this view, democracy would be compromised when elected officials began sharing with union leaders the power to determine government employees' wages, benefits, and working conditions.

Daniel DiSalvo, "The Trouble With Public Sector Unions", *National Journal*, 2010 (adapted).

DOCUMENT FIVE

The days of the old trade unionists were passing, along with many of the industries that they dominated—coal, steel, shipbuilding, textiles. The new industries—in particular those driven by emerging technologies, and modern service industries—were not attracted by the trade union mixture of industrial agitation and politics. More importantly, neither were those who worked in them. There was something irretrievably old-fashioned about the meetings, the rules, the culture. Some trade unionists realized this and tried to effect change, but the comfort zone was too big, too enticing, too enveloping for the leadership ever to feel the necessity to change. They could see it was important and occasionally they made steps towards it, as in the development of new union services, but it was not existential. They didn't feel: change or die. There was no general election that pronounced an unalterable and unavoidable verdict; just the steady draining away of members, support and relevance. Unfortunately, they were still powerful and sufficiently relevant with the Labour Party; where the fact that they were courted and feted only added to their comfort.

Also, the nature of the union leaders themselves was changing. The leaders of the early and mid-twentieth century like Ernie Bevin, or Jack Jones later, were titans: working-class men who, through union meetings, colleges and conferences, achieved the education society had denied them, and who were shining examples of self-improvement. In those days, meetings were well attended—hundreds at a branch meeting was not exceptional. They were arenas of debate, often fiercely conducted, of discussion, of decision. They called for qualities of true leadership, of strategy and tactics combined to advance a cause that at the time was both reasonable and essential.

Old miners who had spent a life in the coalfields of the North-East used to tell me of the solemn ritual of such meetings, their significance in the community, their grandeur even, in terms of what they represented to local people. To be the branch official was a major role. To get to be an official was to have your feet on the rungs of achievement. To lead the Durham coalfield, for example, as Sam Watson, the famous leader of the 1950s, did, was to occupy a position of genuine authority. When Attlee was Labour leader and a dubious proposition was put forward, he would say: 'Can't be done. Sam Watson wouldn't have it'.

But all progressive movements have to beware their own success. The progress they make reinvents the society they work in, and they must in turn reinvent themselves to keep up, otherwise they become hollow echoes from a once loud, strong voice, reverberating still, but to little effect. As their consequence diminishes, so their dwindling adherents become ever more shrill and strident, more solicitous of protecting their own shrinking space rather than understanding that the voice of the times has moved on and they must listen before speaking. It happens in all organisations. It is fatal to those who are never confronted by a reckoning that forces them to face up and get wise. The new leaders of the unions tended to ape the old, but in a context so changed that it became increasingly pointless except in maintaining the morale of those who just wanted to carry on as they were.

When she took on the trade unions, Margaret Thatcher didn't come out of a sealed chamber with a new idea. It already existed: Harold Wilson and Barbara Castle had it with *In Place of Strife*; Edward Heath had it in the Industrial Relations Act of 1971. Both were attempts to bring union power

within the purview of normal law. The difference was that by the time she took over, it was clear that an evolutionary attack on trade union privileges had failed and only a revolutionary one would succeed. And she had the character, leadership and intelligence to make it happen.

She was also greatly helped by her opponents. When Arthur Scargill became leader of the miners and the strike of 1984-1985 began, it was plain that the choice was between on the one hand a very right-wing prime minister who was nonetheless democratically elected as leader of the nation and also correct about the excesses of union power; and on the other a leftist union leadership that was obviously undemocratic and completely out of touch with the modern world.

As I surveyed the wreckage of the Labour Party in the aftermath of the 1983 election, I knew change had to come about. The trade union base simply could not support a modern political party if it was to be a governing party. (...) As the 1980s gave way to the 1990s and the defeats kept coming, I became ever more convinced that there were crucial bits of a government coalition missing for Labour. Where was our business support? Where were our links into the self-employed? Above all, where were the aspirant people, the ones doing well but who wanted to do better; the ones at the bottom who had dreams of the top? (...) So did hard work, character, determination, grit, get-up-and-go. Where were those people in our ranks? Nowhere, I concluded. Even back in 1983 when I still had ideas on nationalization and defence that would have astounded and drawn derision from the Tony Blair of 1994, I knew we were a party out of its time. But I had to exercise care. I nearly failed to become candidate at all in 1983 because my views on modernizing the party were so heretical.

Tony Blair, *A Journey*, London, Hutchinson, 2010, pp. 40-43 (adapted).

Analyse ou commentaire de textes ou documents en arabe

Durée : 6 heures

Analysez et commentez en arabe les deux documents suivants :

DOCUMENT 1

الصورة ضد السوري

لا يشبه السوري صورته ولم يشبهها يوماً. ربما هذا هو حال جميع المستضعفين ممن لا يملكون أن يصنعوا صورتهم بأنفسهم. لكن السوري يخوض اليوم معركة من أجل البقاء. ولا بقاء لمن تهزمه الصورة.

اقتُرنت الصورة بالهزيمة منذ ظهور السوري الأول الذي لا يشبه أياً من يجسد عادة هذا الدور في كتب التاريخ. فهو ليس بالفلاح الذي نجح بتدجين القمح في حوض الفرات لأول مرة في تاريخ الإنسانية، وليس بالمتقف الذي ابتكر أول أبجدية على شواطئ أوغاريت اللازوردية، وليس بالجنرال الذي أسس أول مملكة سورية في ربوع أنطاكية الفيحاء، ذلك أن هؤلاء ليسوا بسوريين في نظر العالم وليس لهم صور سورية الصنع، اللهم إلا في مخيلة أنطون سعادة، مؤسس القومية السورية.

السوري الأول هو سليمان الحلبي الذي صُلب على الخازوق إثر اغتياله الجنرال كليبر في حزيران يونيو 1800 على خلفية ثورة شعبية ضد الاحتلال الفرنسي. فقد كان هذا "القاتل" أول من جسّد شخصية السوري أمام الرأي العام العالمي في حين كانت سورية قد انهزمت أو انقرضت منذ زمن طويل، شأنها شأن آشور وفينيقيا. ففي عام 1787 صدر كتاب للرحالة الفرنسي فولني يتكلم عن تلك البلاد التي كان الإغريق القدامى يسمونها سورية، مطلقاً لأول مرة هذا الاسم على "الولاية التركية" المعروفة آنذاك باسم بلاد الشام أو المشرق.

ثم تلقف الجنرال بوناپرت الاسم الإغريقي الذي نبشه الرحالة الشهير، وتوجه إلى المشرق عام 1798 برفقة كليبر على رأس حملة عسكرية لبعث الحضارة في البلاد الواقعة تحت "نير الاستبداد".

ولأن لا عاقل يفضل الاستبداد على البعث والحضارة، فقد استنتج العالم أن السوري الذي ثار على الجنرال مصاب بداء "التعصب" الناجم عن التعرض المستدام لدين الإسلام. وعليه عُرضت جمجمة سليمان الحلبي وهيكله العظمي في متاحف باريس بصفتها نموذجاً للتعصب، ذلك حتى نهاية القرن العشرين حيث أخفتها الجهات المختصة خوفاً من ردود أفعال "المتعصبين". وصادقت على صورة السوري هذه أجيال متتالية من العلماء والمستشرقين والمثقفين والفنانين، بالإضافة إلى الأخوين لوميير، مخترعي فن السينما، اللذين أخرجاً فيلماً يصور اغتيال الجنرال الأنيق على يد سوري ذي لحية كثيفة وعينين جاحظتين.

هكذا ارتسمت في مخيلة العالم صورة مفادها أن السوري كائن قاصر تحول نزواته الدينية دون بعث حضارته المفترضة. وترسخت هذه الصورة مع اقتران اسم سورية بالمجازر التي ارتكبت بحق المسيحيين في جبل لبنان ودمشق عام 1860، حيث أرسلت أوروبا قوات حفظ سلام تحت اسم "حملة سورية"، وباشرت الدولة العثمانية إصلاحاتها الموعودة بإنشاء "ولاية سورية"، وبدأ المثقفون المحليون ينادون ببعث سورية ضد التعصب الديني.

ولما كان العالم قد رأى في الصورة أن ليس بمقدور السوري أن يكون من دون وصي يساعده على التحرر من حاضره البغيض وبعث ماضيه المجيد، قررت عصبة الأمم وضع المشرق تحت انتداب الأمم المتحدة غداة سقوط السلطنة العثمانية، وأوكلت إلى فرنسا مهمة إنشاء الدولة السورية. فجاء الجنرال غورو وجيشه مبشراً بالبعث والحضارة على ركام الحكومة العربية التي رأت النور في دمشق 1918-1920 وجاهد في سبيلها يوسف العظمة وسوريون كثرون ممن قضوا خارج الصورة.

لم يستكن السوري للانتداب الفرنسي الذي ساد خلال ربع قرن بالحديد والنار والطائفية. لكنه بقي مهزوماً في الصورة ولم يأخذ العالم تالياً انتفاضاته المتكررة على محمل الجد. وعندما وجد أخيراً من يساعده على نيل استقلاله غداة الحرب العالمية الثانية، لوح الجنرال ديغول مجدداً بصورة السوري القاصر متسائلاً أمام صحافيي العالم: "من يتخيل أن بلاداً تضم طوائف مختلفة أو متناحرة في ما بينها تستطيع أن تصبح دولة منظمة في ظل الأزمة العظيمة التي يعيشها العالم؟"

نال السوري استقلاله في نهاية الأمر. ومضى يبني هويته الوطنية الجديدة ليحرر صورته من الهزيمة في إطار جمهورية سورية ديمقراطية تكاد تبدو أفلاطونية بالنسبة لواقع اليوم. لكنه اصطدم بجغرافية الشرق الأوسط التي فصلتها الأمم المتحدة على مقاسها حتى تبقى الشعوب العربية في إطار التبعية. وسرعان ما ابتلى بجنرال جديد استولى على الحكم في دمشق واعداً بمزيد من البعث والحضارة في مواجهة العدو الصهيوني.

كرس الجنرال حافظ الأسد صورة السوري المهزوم حيث أسس نظامه على أساس هزيمة حزيران 1967 التي أبلى فيها بلاء عظيماً بصفته المسؤول الأول عن سقوط الجولان. وقد دشّن حكمه معلناً إعجابه بالجنرال ديغول ووعداً بممارسة الوصاية اللازمة على السوري مقابل اعتماده رسمياً لهذه المهمة العسيرة، واختتمه غداة انهيار الاتحاد السوفياتي حيث ذهب إلى باريس عام 1998 ليساوم فرنسا على اعتماد ابنه جنراً من بعده. كانت هذه واحدة من آخر رحلات الجنرال البعثي العجوز، وقد أهداه الرئيس الفرنسي يومها قطعة فخار أثرية من حوض الفرات كان من المفترض أن تعود ملكيتها للسوري بحكم القانون الدولي. لكن السوري كان لم يزل قاصراً، ولا يحق للقاصر أن يتمتع بحقه في التملك أو السيادة، ليس قبل أن يفرغ الجنرال من بعثه.

اليوم يثور السوري مجدداً ضد جنرال أنيق ما فتى يحرق دنياه وآخرته باسم البعث والحضارة. وتشير المعطيات الديموغرافية والسوسيولوجية إلى أن ثورة السوري وجيرانه العرب تحاكي الثورات التي شهدتها أوروبا بالأمس، وتبشر تالياً بتقارب تاريخي بين الحضارات. لكن الصورة السائدة لم تتغير بعد. فهي تقول إن الجنرال الذي اعتمده العالم المتحضر لا يواجه ثورة، بل "التعصب الديني" عينه. كما تقول إن الإنسانية والإغريق باتا في خطر بفعل السوري ذي اللحية الكثيفة والعينين الجاحظتين الذي يغزو شاشات العالم. لا يشبه السوري صورته ولم يشبهها يوماً. ربما هذا هو حال الفلسطيني الذي تبدو صورته رهينة جنرال آخر "يُنقَّب عن دولة نائمة"، أو الهندي الأحمر الذي تزين صورته متاحف السيد الأبيض. فالصورة تكون كما يولى عليها وكما يشتهي المشاهد المحكوم بالصورة. لذا وجب التنويه.

"أبو نضارة" (مجموعة سينمائيين سوريين)

الحياة، مايو 2013

DOCUMENT 2

"صورة السوري ما بتندل" : الجثث ليست للعرض

رجل يجثو أرضاً والدماء والأشلاء تحيط به، ينتظر أحداً يسعفه في درعا. أم تبكي أطفالها بحرقه تحت الأقباض أثناء تقبيلها يدي المسعف لإفقاذهم في ريف حلب. طفلة لا تتجاوز السبعة أعوام تلفظ أنفاسها الأخيرة أمام العدسات... وغيرها من مشاهد التعذيب والقتل المُرّية من أجهزة الأمن النظامية، امتداداً لمقاطع الإعدامات الميدانية والرؤوس المقطوعة على أيدي "الدولة الإسلامية" (داعش) والترهيب بها. مجموعة مقاطع وصور مذيلة بعبارة "18+"، تنتهك يومياً حرمة الجسد السوري وكرامته.

"كيف يموت السوري، والعالم يتفرج عليه دون حراك"، تلك كانت رسالة الصورة في البداية. واليوم يبقى المصور مشغولاً باقتناص اللحظة التي تبدو فيها الضحية أكثر ذلاً وضعفاً، لتكون صورة تاريخية، تُجسد المعاناة السورية... فتتنافس وسائل الإعلام على شرائها وعرضها، لاستغلال معاناة المواطن السوري، كل بحسب توجهاته وأجندته وتبعاً لمواقفه. وفي خطوة أولى، بعد 4 سنوات، قام تجمع "أبو نضارة" للأفلام الوثائقية السورية، بمبادرة "صورة السوري ما بتندل" للوقوف عند تلك القضية، إذ نشروا بياناً عبر صفحتهم على موقع "فيسبوك"، مؤكدين فيه التزامهم بحق الإنسان السوري في صورة كريمة، ورفضهم التام عرض الصور التي تظهر أجساداً معذبة بعينها دون موافقة المعنيين أو ذويهم. مع رفضهم التام الحجة التي تقول "إن إدانة المجرم تقتضي عرض أجساد الضحايا على شاشات العالم دون احترام حقهم في الصورة". ومع غياب المؤسسات القادرة على حماية السوريين، طالبت الحملة وسائل الإعلام المختلفة أن تلتزم بالقواعد المعمول بها عالمياً في تعاملها مع القضية السورية، كما حملت مؤسسات الرقابة الإعلامية في أوروبا مسؤولية الوقوف عند كل مخالف، ومحامته وفقاً للأصول.

منذ انطلاق الثورة السورية عام 2011، ظهرت مئات الجهات الإعلامية المختلفة من وكالات أخبار، إذاعات وجرائد وتجمّعات، ووضع كل منها ضوابط ومعايير تعهد الأعضاء بالالتزام بها. ومنها "رابطة الصحفيين السوريين"، إذ وضعت ميثاق الشرف الصحفي لها عام 2012، وتمت الإشارة فيه إلى ضرورة صدق الخبر، وسلامة التحليل، وتقديم خدمة إخبارية بكل ما تتطلبه المهنة من عمل جاد وصادق، وغيرها من معايير الأداء المهني للصحفيين.

لكنّ الميثاق لم يُشر إلى مسألة نشر الصور في بنوده. أمين سر الرابطة، محمد فتوح، تحدّث لـ "العربي الجديد" عن الموضوع، وقال: "صحيح أن ميثاق الشرف الخاص بالرابطة الذي مرّ عليه نحو عامين، لم يُشر إلى المسألة، إلا أنّ هذه القضية تخضع لمعايير المؤسسات الإعلامية وطبيعة الوسيلة الإعلامية والجمهور المستهدف. فمن المفترض أنّ نشر مثل هذه التسجيلات يخضع أيضاً لمبدأ حقّ الجمهور في الحصول على المعلومة، ولكن حتى في هذه الحالة يجب مراعاة معيار القيمة الخبرية والتوثيقية، واحترام خصوصيّة الأشخاص الذين يتعرضون للانتهاك، وخصوصاً عندما يتعلق الأمر بالانتهاكات التي تندرج في إطار الانتهاكات الجنسية بسبب حساسيتها في المجتمع". ويرى فتوح أنّ "نشر صور وتسجيلات التعذيب وغيرها من سوء المعاملة، خارج مناطق الصراع، ساعد في محاسبة المسؤولين عن الانتهاكات". ويقول: "يُشكل النشر عامل ضغط على السلطات والجهات القضائية وبالتالي عدم تجاهل هذه القضايا والإسراع في محاسبة مرتكبيها. لكن رغم ذلك، ينبغي توخي الحذر في التعامل معها، تجنباً للوقوع في فخّ الفبركات التي أصبحت ممكنة ومنشرة". ويعتبر أنّ "هناك خطورة من انتشار المشاهد العنيفة، ليس على مستوى إثارة مشاعر المشاهدين فحسب، بل هناك خشية حقيقية من احتمال لجوء البعض إلى تقليدها أو استنساخها، وخصوصاً مشاهد الذبح بعد أن أصبحت مشاهد معتادة".

من جهته، يرى رئيس تحرير جريدة "عنب بلدي"، جواد شربجي، أنّ "مبادئ العمل الأخلاقي مبادئ إنسانية عامة، وتلقى القبول عند جميع شعوب الأرض، لكن هناك خصوصيات لكل حالة، والحالة السورية خلّفت آثاراً نفسيةً معيّنة، خلقت صعوبةً لدى بعض العاملين في الوسائل المحليّة من تقبّل المبادئ المفرطة في المثالية". ويوضح شربجي أنّ "نقاشات عديدة حدثت بيننا كصحافيين حول موضوع الصورة، فهل يصلح نشرها مع الحالة السورية أم لا؟ واليوم نرى الصور تستثمر من قبل الجميع، من جهة المعارضة لإظهار إرهاب النظام وجرائمه، ومن جهة الأخير للدلالة على وحشية الكتائب المتشدّدة، ويبقى الشخص في الصورة هو مجرد أداة يستغلها كل طرف حسب توجهاته". ويرى شربجي ضرورة تصوير هذه المقاطع ورفعها إلى المنظمات الحقوقية والإنسانية الدولية المعنية بمتابعة جرائم الحرب، لتوثيقها والمتابعة وكشف الحقائق، وليس لعرضها في وسائل الإعلام.

أمام وجهات النظر المختلفة في ما يتعلق بموضوع الصورة، وغياب رؤية واحدة للعاملين في وسائل الإعلام السورية البديلة، الأمر الذي أدى الى حالة من الفوضى في الساحة الإعلامية، قرّرت مجموعة من وسائل الإعلام البديل العمل على ميثاق شرف إعلامي ينضوي تحته مختلف وسائل الإعلام السورية، فيعمل على مراقبة أدائهم المهني. ووصل عدد المؤسسات المشاركة في كتابة الميثاق إلى 32، منها جريدة "عنب بلدي"، "صدى الشام"، "سوريتنا"، "أكسجين"، "تمدن"، وعدد من الوكالات الإخبارية والإذاعات الأخرى. ويقول شربجي، أحد المشاركين في الميثاق، إنّ "المؤسسات الإعلامية تعمل ضمن مبادئ عامة، فيما تغيب آليات الضبط الملائمة للحالة السورية. لذلك نرى الصور والعناوين والمواد غير المهنية التي تحمل رسائل طائفية، مع الخلط بين الرأي والخبر في المحتوى الصحافي، فالعمل على الميثاق جاء ضرورة لإيجاد ناظم لعمل تلك المؤسسات، للاعتماد عليه في الخطاب الإعلامي بشكل عام، كما يفترض أن يكون ضابطاً ثابتاً، نحتكم له. الميثاق سيكون السند المهني للعمل الإعلامي في سوريا".

يتم التحضير للميثاق منذ قرابة شهرين، وخلال ثلاثة اجتماعات تمّ التوصل الى مرحلة المسودة ما قبل النهائية، لكنه لم يطرح بعد، كما لم يتم الإعلان عنه للاستكتاب العام، إذ لم يجهز بصيغته القانونية بعد. ويشير الميثاق في أحد بنوده إلى شروط وضوابط محددة للصور عن كيفية استخدامها ونشرها، والترويج لها، فيجب ألا تشكل ضرراً غير موضوعي على أصحابها، أو أن تنتهك حرمة وخصوصية الضحايا من مختلف أطراف الصراع، وألا تحتوي مناظر تؤذي مشاعر المشاهد بمحتواها وتدمر قيمه.

لا ينتهج الميثاق مبدأ العقاب، إلا أنّه يتضمّن قوة أخلاقية يلزم بها العاملين في وسائل الإعلام السوري. ويقول شربجي: "تتمثل العقوبة بفقدان الوسيلة لمصادقيتها أمام الجمهور والمؤسسات الأخرى، مع تكرار المخالفات وعدم الالتزام بنود الميثاق والأخلاقيات المتعارف عليها دولياً، في احترام الخصوصية باستخدام الصور، وعدم تزكية العنف أو التجيش الطائفي، العقوبة ضغط أخلاقي لا أكثر".

سما الرحبي

العربي الجديد، 24 سبتمبر 2014

ANALYSE ET COMMENTAIRE DE TEXTES OU DOCUMENTS EN ESPAGNOL

Durée : 6 heures

Analysez et commentez, **en espagnol**, les quatre documents suivants :

DOCUMENTO 1 :

Margarita Nelken (1898, Madrid-1968, México)

La condición social de la mujer en España, Madrid, CVS Editores, 1919, p. 64-65 (capítulo IV, “Las empleadas”).

Sí; los hombres, que tanto menosprecian el trabajo de la mujer, no se dan suficientemente cuenta del peligro que este menosprecio encierra para ellos mismos. Los obreros, como sucedió no ha mucho en una fábrica de curtidos de Zaragoza, en donde el personal masculino exigió el despido del personal femenino que por su sumisión rebajaba los jornales, los obreros, por sentir directamente sus efectos, comprenden este peligro; mas, salvo en Barcelona, en donde la fuerza de la acción sindical ha unido indistintamente a todos los trabajadores, no saben remediarlo más que dejando en la calle, sin solución a su miseria, a mujeres cuyo único delito fue la ignorancia de sus derechos, una ignorancia que nadie se cuidó de remediar. Los empleados, menos bien organizados, se contentan, en sus reivindicaciones, con hacer caso omiso de sus compañeras, no comprendiendo que de nada han de servir sus reclamaciones si junto a ellos, despreciativamente abandonadas a su secular pasividad, se encuentran mujeres capaces de ocupar los mismos empleos, pero indefensas ante la explotación y por eso mismo preferidas por los dueños y jefes.

Hay casos en que las mujeres no pueden hacer acto de su solidaridad con sus compañeros por mala voluntad de éstos para con ellas: el hecho tiene siempre su explicación que, aunque poco generosa en su primer aspecto, resulta luego, para quien profundiza un poco, comprensible y lógica: los obreros que en Zaragoza llegaron hasta a una huelga para obtener el despido de sus compañeras, desde su punto de vista tenían razón, pues no podían consentir que el jornal de la obrera, muy inferior al del obrero, disminuyese forzosamente el valor del trabajo de éste. Quienes no tienen razón son aquellos que, abusando de la necesidad de trabajo de la obrera, la retribuyen, aun en sus trabajos más duros, *en sus trabajos iguales a los del hombre*, con salarios de miseria; y quienes también están en falta son los jefes de los partidos obreros que, ignorando que el verdadero problema feminista es un problema económico y, por lo tanto, una rama del problema social (“El feminismo, ha dicho Wilson, es la democracia”) no se preocupan de hacer aquí en España esa labor emprendida y ya en muchos casos realizada por los jefes de los partidos obreros de otros países; es decir, de dirigir a las mujeres que trabajan, de manera que, sabiendo ellas también defender y hacer respetar sus derechos, no sean un estorbo para los trabajadores, sino, por el contrario, un refuerzo, una poderosa ayuda. “A trabajo igual, salario igual” es, tanto como una máxima feminista, un principio de defensa para el trabajo masculino.

DOCUMENTO 2 :

Concepción Arenal, *La mujer del porvenir*, “conclusión”, 1884.

[http://www.cervantesvirtual.com/obra-visor-din/la-mujer-del-porvenir--2/html/feec0b8a-82b1-11df-acc7-002185ce6064_3.html#I_15_]

Hemos procurado demostrar las contradicciones de las leyes y la confusión de las opiniones y de las costumbres en lo que a los derechos y capacidad de las mujeres se refiere. Las contradicciones en que incurren algunos fisiólogos al asegurar la inferioridad orgánica de las facultades intelectuales de la mujer. La superioridad moral de ésta.

Que habiéndose vedado a la mujer el ejercicio de las facultades intelectuales superiores, poco puede decir la Historia, y, no obstante, su testimonio es favorable a la opinión de que la inteligencia de la mujer puede cultivarse con ventaja como la del hombre. Las funestas consecuencias que acarrea para el hombre, para la sociedad y para la mujer el error de su incapacidad intelectual, y la imposibilidad de ejercer ninguna profesión y la mayor parte de los oficios. Que la mujer puede ejercer todas las profesiones y oficios para los que no se necesite mucha fuerza física ni sea un obstáculo la ternura de su corazón, ni tengan algo que repugne a su natural benigno. Que la mujer educada será más dulce, más benévola, porque la educación suaviza el carácter hasta de los irracionales. Que no hay incompatibilidad entre el cultivo de la inteligencia y los quehaceres domésticos. Que los hijos, en vez de perder, ganarán cuando la madre pueda ejercer una profesión u oficio lucrativo. Que la mujer soltera no debe ser mirada con desdén; que educada puede llenar una alta misión social; que cuando la llena, es tan respetable como la madre.

Esto es lo que hemos procurado probar con toda la brevedad que nos ha sido posible, y tratando sólo las verdades esenciales que una vez admitidas conducen a todas sus múltiples consecuencias. ¿Defendemos lo que se ha llamado *emancipación de la mujer*? No está muy bien definido lo que con estas palabras se quiere dar a entender, y nosotros deseamos consignar con claridad nuestro pensamiento. Queremos para la mujer todos los derechos civiles. Queremos que tenga derecho a ejercer todas las profesiones y oficios que no repugnen a su natural dulzura.

Nada más. Nada menos.

Queremos para la mujer la dependencia del cariño, y la que ha establecido la naturaleza haciéndola más débil, más sufrida y más impresionable; pero rechazamos la dependencia apoyada en leyes injustas, en costumbres inmorales o absurdas, y en la pobreza o la miseria de quien no tiene medios de ganar lo indispensable. Queremos la independencia de la dignidad, la independencia moral de un ser racional y responsable; pero estamos persuadidos de que la felicidad de la mujer no está en la independencia, sino en el cariño, y que como ame y sea amada, cederá sin esfuerzo por complacer a su marido, a su padre, a su hermano y a su hijo. Queremos que sea dulce madre, hija y esposa tierna antes que todo; que su misión sea una especie de sacerdocio, y que la llene con todo el amor de su corazón y todas las facultades de su inteligencia. Queremos que, puesto que las costumbres le conceden mayor libertad que a la mujer de Oriente, de la Edad Media y aun de principios de este siglo, su educación esté en armonía con esta libertad, para que sepa usar de ella. Queremos que sea la compañera del hombre. Pudo serlo, sin educar, del hombre ignorante de los pasados siglos; no lo será del

hombre moderno mientras no exista entre sus ideas la misma armonía que hay entre sus sentimientos. Queremos que no se establezcan diferencias caprichosas entre los dos sexos, sino que se dejen las establecidas por la naturaleza que están en el carácter y bastan para la armonía, porque conviene no olvidar que ésta se establece con tanta mayor facilidad cuanto las ideas están más acordes. [...] Queremos que la mujer avive el sentimiento religioso por medios que estén en armonía con la época en que vive. Ya no se imponen las creencias con la autoridad ni se infunden por el martirio. La caridad y la razón deben fortificar la idea de Dios. La caridad está viva; pero la razón yace casi muerta en la mujer, y se asemeja a un misionero que ignorase el idioma de los pueblos que quería convertir.

DOCUMENTO 3 :

“IV Centenario de la Reforma Teresiana. Carta-Circular de la Delegada Nacional de la Sección Femenina, 26 de septiembre de 1962”, Elena Maza Zorrilla, *Miradas desde la historia. Isabel la Católica en la España contemporánea*, Valladolid, Ámbito Ediciones, 2006, p. 227-228 (“Anexos documentales”).

Querida camarada:

Este año en que como sabéis se celebra en toda España el IV Centenario de la Reforma Teresiana, tenemos la Sección Femenina que excedernos en honrar a nuestra Santa Patrona Teresa de Jesús de una manera especial en todas las provincias.

A continuación vamos a concretaros en conjunto los servicios que más directamente intervenimos en ello, los actos que este año deberéis organizar todas las provincias el *día 15 de Octubre*, esperando en todas el mayor esfuerzo y entusiasmo para que nuestro homenaje a Santa Teresa le sea del todo grato.

Santa Misa. Como en años anteriores se cantará la misa de *Fons Bonitatis* por el coro Provincial, y la mayor participación posible de camaradas. Después del Evangelio se interrumpirá la Misa para explicar como siempre una breve homilía sobre Santa Teresa. Durante el Ofertorio cantará el coro la Antífona de Santa Teresa que os adjuntamos, el acompañamiento que lleva esta Antífona es para Órgano. En las locales donde no se pueda cantar la Misa, se dialogará como de costumbre, según las normas del Directorio Litúrgico, siguiendo bien todos los movimientos y sin ningún canto.

Asistencia. Procuraréis la mayor asistencia posible de mandos, cuerpos especializados, afiliadas y camaradas casadas, autoridades y señoras, debiendo a estas últimas dirigirse especialmente la Delegada Provincial para invitarles a todos los actos.

Conferencia. En todas las provincias también debéis organizar un ciclo de conferencias (por ej. tres) dedicadas a profundizar en la Vida, Obras y Carácter de Santa Teresa.

A estas conferencias debéis darle una gran publicidad por todos los medios, prensa, radio, e invitaciones personales.

También trataréis de conseguir que dé estas conferencias la persona más competente y que más a fondo conozca la obra de Santa Teresa; no importa que sea sacerdote o seglar. Lo importante es la categoría y prestigio de la persona. [...]

Os adjuntamos también una copia de la Circular del 15 de Octubre de 1938, en la que se comunicaba a toda la Sección Femenina la elección de Santa Teresa como Patrona de la Sección Femenina. En ella se daban las razones por las que se la elige por Patrona; y hemos creído oportuno en este IV Centenario enviárosela a todas, para que siempre se tengan presentes estas razones y para que todas las camaradas las conozcan debiéndose leer sobre todo en el cursillo preparatorio para pasar a la Sección Femenina (Plan de Formación), al explicar a las nuevas camaradas la misión que las espera y el espíritu con que habrán de venir a la Falange. [...]

Recibe un cordial saludo Nacional Sindicalista de
LA DELEGADA NACIONAL
Pilar Primo de Rivera

DOCUMENTO 4:

Almudena Grandes, *El corazón helado*, Barcelona, Tusquets Editores, 2007, p. 224-226.

Una tarde él se atrevió a acercarse, y les acompañó hasta su casa. Aquella osadía se convirtió en costumbre, y la costumbre en merienda, y así, todas las tardes, cuando se sentaba con él y con su padre a tomar chocolate, Teresa sentía el amor de aquel hombre callado, hasta torpe, que encontraba dentro de sí mismo una imprevista fibra de elocuencia para hablarle con una dulzura rigurosa y caliente cada vez que don Julio les dejaba solos, cada vez más veces, cada vez más tiempo. Yo te adoro, Teresa, te adoro, te quiero más que a ninguna otra cosa en este mundo, más que a Dios, más que mí mismo. Y ella, que leía mucho, poesía y también novelas, y que lloraba sin falta la muerte de Fortunata cada vez que la encontraba agonizando en su buhardilla¹, y la de Anna bella y desdichada cuando el tren le pasaba por encima, y la que Heathcliff padecía en vida cada vez que el fantasma de Catalina llamaba a su ventana², y cantaba muy bien, canciones tristes de amores desiguales, desgarrados, la florista y el marqués, y más trenes, más buhardillas, más fantasmas, más dolor, y tocaba a Schubert y a Chopin, muy mal, en un piano barato y poco afinado, hasta que vinieron unos hombres a llevárselo sin que su padre se hubiera atrevido a contarle que ya no podía seguir pagando el alquiler, se estremecía al escuchar aquellas palabras que habría deseado escuchar de otros labios más jóvenes, más libres, más parecidos a los suyos. Y sin embargo, se casó con él, sin querer pensar que nunca lo habría hecho si su padre no hubiera muerto tan pronto, dejándole por toda herencia una treintena de libros, su estilográfica y dos cepillos de plata que habían sido de su madre.

La adoración perpetua apenas sobrevivió a la boda, pero la decepción de la recién casada no llegó a bordear siquiera los límites de la infelicidad. Durante muchos años, y ella no había cumplido aún los veintiuno cuando se convirtió en la mujer de Benigno Carrión, Teresa estuvo conforme con su vida. Su marido era un buen hombre, muy trabajador, autoritario, pero también respetuoso a su manera, que la quería y confiaba en ella. Vivían bien, sin ningún lujo pero con más holgura de la que nunca había conocido la hija del maestro, y desde que nació su primogénito, que se llamó Julio en memoria de su abuelo, con una criada que se ocupaba de las tareas más pesadas de la casa. Teresa se sentía un poco culpable por eso,

¹ *Fortunata y Jacinta* (1887), Benito Pérez Galdós.

² *Cumbres borrascosas* (1847), Emily Brontë.

porque aunque ella también trabajaba mucho, y se ocupaba del huerto, y de las gallinas, su marido no tenía a nadie que le ayudara con las ovejas, y se levantaba de noche, y de noche volvía a casa, y eso, pensaba ella, justificaba su cansancio y compensaba su falta de ternura, la indiferencia por los hijos y la extinción de la elocuencia, el ejercicio callado y seco de un amor mezquino, que se conformaba con su pequeñez y el sexo domesticado, canónico, de algunas noches de sábado en las que a ninguno de los dos se les ocurría quitarse la ropa antes de empezar.

Durante muchos años, Teresa estuvo conforme con su vida, pero había nacido con el siglo, aún no había cumplido los veintiuno cuando se casó con Benigno, y nadie, ni siquiera él, fue responsable de lo que ella vivió como su despertar a la vida verdadera y su marido como la perdición de los dos. Nadie pudo evitar que pasaran los años ni que fueran aquellos, heroicos, intensos, decisivos, en los que algunos días valieron el precio de una vida entera. No fue culpa de nadie que amaneciera aquella mañana de noviembre de 1933 en la que Teresa González se metió en su dormitorio después de poner sobre la mesa el desayuno de su familia para aparecer poco después vestida de domingo, como cuando todavía iba a misa por complacer a su marido, antes de la campaña electoral.

—¿Adónde vas, Teresa, tan temprano? —le preguntó Benigno, aunque lo sabía de sobra.

—A votar —contestó ella, y besó a su hijo, luego a su hija, y pasó de largo por la cabecera.

—¿A votar? —él apretó los puños, y los dientes, pero no logró controlar del todo su indignación—. Eso será si yo te doy permiso.

—No necesito tu permiso —Teresa terminó de colocarse el sombrero, empuñó el picaporte de la puerta, se volvió hacia ellos y Julio pensó que nunca había estado tan guapa como en aquel momento—. Tengo derecho a votar, y voy a ejercerlo.

—¿Y a quién vas a votar, si puede saberse?

—A quien me dé la gana. No tengo por qué decírtelo, eso también lo sabes.

El ruido del portazo se solapó con el estrépito del cristal y de la loza, tazones y platos que Benigno hizo añicos contra el suelo sin atender al llanto de su hija, su hijo callado, conteniendo la respiración, como había aprendido a hacer en los dos últimos meses, desde aquella tarde de octubre en la que todo empezó a venirse abajo.

ANALYSE ET COMMENTAIRE DE TEXTES OU DOCUMENTS EN ITALIEN

Durée : 6 heures

Analysez et commentez, **en italien**, les trois documents suivants :

DOCUMENT 1 :

Nell'intervento parlamentare del 25 marzo 1861, ora raccolto nel volume *Discorsi per Roma capitale* (Donzelli, pp. 107, € 15), Cavour, interrogandosi « sul diritto e sul dovere di insistere affinché Roma fosse riunita all'Italia », tagliava di netto la questione, sostenendo che « senza Roma, capitale d'Italia, l'Italia non si può costituire ». Il fragore degli applausi, che accolse quella dichiarazione, nascose il fatto che non tutti gli artefici del moto risorgimentale erano favorevoli a quella soluzione. Massimo d'Azeglio, ad esempio, solo giorni prima, aveva negato ogni rapporto di continuità tra l'antica Roma, cuore di un Impero corrotto e parassitario, e la nuova Italia che trovava il suo punto di forza nell' « onestà dell'amministrazione, l'indipendenza dei partiti, la libera iniziativa dei singoli ».

La decisione di fare dell'Urbe il centro politico del nostro organismo unitario non rappresentò, infatti, una scelta condivisa. Il problema di Roma capitale mise a nudo, al contrario, le divisioni e i risentimenti regionalistici della Penisola. Da una parte, pubblicisti e uomini politici meridionali vedevano nell'abbandono di Torino il modo di evitare il perpetuarsi dell'egemonia piemontese. Dall'altra, i loro omologhi settentrionali scorgevano con preoccupazione il tramonto del predominio subalpino. Persuasi che il Mezzogiorno fosse privo della preparazione culturale e della tempra morale, necessarie a fornire una classe dirigente nazionale, essi cominciarono a richiedere un largo decentramento amministrativo.

Tra 1861 e 1870, con il ritirarsi delle migliori energie umane dell'area padana dalle carriere statali, per rivolgersi verso le attività imprenditoriali, iniziava lo storico dissidio tra paese produttore e paese improduttivo, tra paese reale e paese burocratico. Si accentuava la frattura tra un Nord, sempre pronto a rivendicare il suo primato economico e un Sud, accusato di costituire una sacca infruttifera, che, a sua volta, replicava di dover sopportare, con gli scarsi proventi della sua agricoltura, il peso della protezione accordata dal governo centrale alle industrie e ai traffici della Lombardia, del Piemonte, della Liguria. La capitale d'Italia diveniva così per Carducci la « nuova Bisanzio », in attesa di essere ribattezzata « Roma ladrona ».

Eugenio Di Rienzo
Corriere della Sera, 18 ottobre 2010

DOCUMENT 2 :

Quando io pubblicai le *Lettere Meridionali*, si sollevò una viva polemica, e ricevei in gran numero giornali che mi lodavano e giornali che mi biasimavano. Si disse, fra le altre cose, che non conoscevo Napoli, perché da molti anni ne ero lontano, e che descrivevo cose non vedute o vedute solo da molto tempo, ignorando che tutto era mutato. Si disse che non conoscevo la grande miseria di Londra, peggiore assai di quella di Napoli, ec., ec. Io che a Londra ero stato, e negli ultimi anni avevo molte e molte volte riveduto Napoli, dove pur sono nato ed ho passato la mia prima gioventù, presi nonostante nota di tutte le critiche, per potere a tempo opportuno, con nuovi fatti, tornare sull'argomento. Forse questo tempo verrà. Per ora mi contento solo di rispondere alla sua domanda ; ma non posso resistere al bisogno di fare un racconto, che può sembrare estraneo al soggetto.

S'era, fra le altre cose, detto che avevo molto esagerato la misera condizione in cui si trovano i *fondaci*. Tutto era mutato in meglio. Non si riconoscevano più ! Io avevo fatto una descrizione da romanzo ! Per caso, solo qualche mese dopo di queste accuse, dovetti tornare a Napoli. Mi recai subito a visitare i *fondaci*, e nel primo giorno ne vidi tre a *Porto*. Andavo con due amici, i cui nomi potrei indicarle, se volesse essere accompagnata colà.

Ella sa come questi *fondaci* sono generalmente formati d'una corte quadrata, da cui per una scala si sale a diversi terrazzini o balconi, che girano intorno alle quattro mura, e dànno adito a molte camere, le quali sono per lo più senza finestre, e ricevono luce dall'unica porta che si apre sul terrazzino.

Nella prima di queste corti io vidi in un angolo una specie di stalla, in cui si lessavano teste, piedi, budella d'animali ; poi si spellavano le teste e i piedi, l'acqua e il sangue venendo versato nella corte, dove restavano in gran parte fermi, per la poca inclinazione del suolo. In un altro angolo era un deposito di petrolio, che mandava un orrendo puzzo. Da un altro lato era nel muro una buca in comunicazione con un forno, il cui fumo passava la notte per essa, entrando nella corte. Così quando gli usci di quelle camere senza finestre si chiudevano, vi restavano dentro il puzzo delle budella, del petrolio ed il fumo. Sopra ogni cosa alle donne dava noia il puzzo del petrolio, e se ne lamentavano amaramente. In una delle camere del primo piano vidi una giovane di circa venti anni, che delirava nel letto, colpita dal tifo. Altre donne le erano intorno a guardarla, e più di tutto deploravano che fosse stato necessario tagliarle i bellissimi capelli ! — Se avesse visto, dicevano, che capelli aveva ! — Il fondaco che si trova in questo stato, mi fu assicurato esser proprietà d'una ricchissima *Opera pia*, cioè dello *Spedale degli Incurabili*.

Entra in un secondo fondaco, e là trovai che da circa due settimane la cloaca aveva dato di fuori, ingombrando tutta la corte, in modo che si passava in punta di piedi, rasente le mura. Salito al primo piano, vidi le donne appoggiate alle mura del terrazzino ridere guardando i grossissimi topi che traversavano e quasi nuotavano nella melma che la cloaca aveva versato nella corte. E mi dicevano : — *Signorino, guardate i passaggieri !* — Tirarono su dal pozzo una secchia, per farmi vedere che non era piena d'acqua, ma pareva invece tirata su dalla cloaca stessa, che infatti era venuta in comunicazione col pozzo !

Ho una memoria assai confusa di ciò che vidi nel terzo fondaco. Era di state, il fetore incredibile, la stanchezza di ciò che avevo veduto, ed il sentirmi ripetere dai compagni : — In questa strada vedrà dal principio alla fine la medesima scena, — fecero sì che andai via per quel giorno a cercar l'aria libera. Ma io non debbo continuare questo racconto, tanto più che ella deve aver visto cose anche peggiori, se, come sento dalla sua lettera, è andata per tutto.

[...]

I miei giudizi, come tutti i giudizi umani, possono essere errati ; ma io affermo con profonda convinzione, che se grande, immensa è la miseria di Londra, chi dice che i poveri di Londra sono in condizioni peggiori di quelli di Napoli, o non conosce gli uni, o non conosce gli altri.

Non dimentichi il discorso del *detective* : — Il Parlamento inglese ha fatto leggi sopra leggi pei poveri. — Quando le faremo noi ? Per ora stiamo sempre al *lasciate fare, lasciate passare*.

E se qualcuno mi chiedesse ora : Perché tu che sei Italiano, dici queste cose ad una signora che è Inglese ? Io gli ricorderei che se Ella è nata in Inghilterra, ha però speso la sua vita in favore della unità e indipendenza della patria nostra.

Pasquale Villari

Lettera alla signora Jessie White Mario, Firenze, 30 marzo 1876.

DOCUMENT 3 :

Alle quattro del pomeriggio il Principe fece dire a Chevalley che lo aspettava nello studio. [...]

Appena seduto Chevalley espose la missione della quale era stato incaricato : « Dopo la felice annessione, volevo dire dopo la fausta unione della Sicilia al Regno di Sardegna, è intenzione del governo di Torino di procedere alla nomina a Senatori del Regno alcuni illustri siciliani ; le autorità provinciali son state incaricate di redigere una lista di personalità da proporre all'esame del governo centrale ed eventualmente, poi, alla nomina regia e, come è ovvio, a Girgenti si è subito pensato al suo nome, Principe : un nome illustre per antichità, per il prestigio personale di chi lo porta, per i meriti scientifici, per l'attitudine dignitosa e liberale, anche, assunta durante i recenti avvenimenti ». Il discorsetto era stato preparato da tempo, anzi era stato oggetto di succinte note a matita sul calepino che adesso riposava nella tasca posteriore dei pantaloni di Chevalley. Don Fabrizio però non dava segno di vita, le palpebre pesanti lasciavano appena intravedere lo sguardo. Immobile la zampaccia dai peli biondastri ricopriva interamente una cupola di S. Pietro in alabastro che stava sul tavolo.

Ormai avvezzo alla sornioneria dei loquaci siciliani quando si propone loro qualcosa, Chevalley non si lasciò smontare : « Prima di far pervenire la lista a Torino i miei superiori hanno creduto dover informare lei stesso, e farle chiedere se questa proposta sarebbe di Suo gradimento. Richiedere il suo assenso, nel quale le autorità sperano molto è stato l'oggetto della mia missione qui, missione che per altro mi ha valso l'onore e il piacere di conoscere Lei ed i suoi, questo magnifico palazzo e questa Donnafugata tanto pittoresca ».

Le lusinghe scivolavano via dalla personalità del Principe come l'acqua dalle foglie delle ninfee : questo è uno dei vantaggi dei quali godono gli uomini che sono allo stesso tempo orgogliosi ed abituati ad esserlo. « Adesso questo qui s'immagina di venire a farmi un grande onore » pensava « a me, che sono quel che sono, fra l'altro anche Pari del Regno di Sicilia, il che dev'essere press'a poco come essere senatore. È vero che i doni bisogna valutarli in relazione a chi li offre : un contadino che mi dà il suo pezzo di pecorino mi fa un regalo più grande di Giulio Làscari quando m'invita a pranzo. Il guaio è che il pecorino mi dà la nausea ; e così non resta che la gratitudine che non si vede e il naso arricciato dal disgusto che si vede fin troppo ». Le idee sue in fatto di Senato erano del resto vaghissime ; malgrado ogni suo sforzo esse lo riconducevano sempre al Senato Romano, al senatore Papirio che aveva spezzato una bacchetta sulla testa di un Gallo maleducato, a un cavallo Incitatus che Caligola aveva fatto senatore, onore questo che soltanto suo figlio Paolo non avrebbe trovato eccessivo ; lo infastidiva anche il riaffacciarsi insistente di una frase detta

talvolta da Padre Pirrone : « Senatores boni viri, senatus autem mala bestia ». Adesso vi era anche il Senato dell'Impero di Parigi, ma non era che una assemblea di profittatori muniti di larghe prebende. Vi era o vi era stato un Senato anche a Palermo ma si era trattato soltanto di un comitato di amministratori civili, e di quali amministratori ! Robetta per un Salina. Volle sincerarsi : « Ma insomma, cavaliere, mi spieghi un po' che cosa è veramente essere senatori. La stampa della passata monarchia non lasciava passare notizie sul sistema costituzionale degli altri stati italiani, e un soggiorno di una settimana a Torino due anni fa non è stato sufficiente a illuminarmi. Cosa è ? un semplice appellativo onorifico, una specie di decorazione ? o bisogna svolgere funzioni legislative, deliberative ? »

Il Piemontese, il rappresentante del solo stato liberale italiano, s'inalberò : « Ma, Principe, il Senato è la Camera Alta del Regno ! In essa il fiore degli uomini politici del nostro paese prescelti dalla saggezza del Sovrano, esaminano, discutono, approvano o respingono quelle leggi che il Governo o essi stessi propongono per il progresso del paese ; esso funziona nello stesso tempo da sprone e da briglia, incita al ben fare, impedisce di strafare. Quando avrò accettato di prendervi posto, Lei rappresenterà la Sicilia alla pari dei deputati eletti, farà udire la voce di questa bellissima terra che si affaccia adesso al panorama del mondo moderno, con tante piaghe da sanare, con tanti giusti desideri da esaudire ».

[...]

« Stia a sentirmi, Chevalley ; se si fosse trattato di un segno di onore, di un semplice titolo da scrivere sulla carta da visita e basta, sarei stato lieto di accettare ; trovo che in questo momento decisivo per il futuro dello stato italiano è dovere di ognuno dare la propria adesione, evitare l'impressione di screzi dinanzi a quegli stati esteri che ci guardano con un timore o con una speranza che si riveleranno ingiustificati ma che per ora esistono ».

« Ma allora, principe, perché non accettare ? »

« Abbia pazienza, Chevalley, adesso mi spiegherò ; noi Siciliani siamo stati avvezzi da una lunghissima egemonia di governanti che non erano della nostra religione, che non parlavano la nostra lingua, a spaccare i capelli in quattro. Se non si faceva così non si sfuggiva agli esattori bizantini, agli emiri berberi, ai viceré spagnoli. Adesso la piega è presa, siamo fatti così. Avevo detto “adesione” non “partecipazione”. In questi sei ultimi mesi, da quando il vostro Garibaldi ha posto piede a Marsala, troppe cose sono state fatte senza consultarci perché adesso si possa chiedere a un membro della vecchia classe dirigente di svilupparle e portarle a compimento ; adesso non voglio discutere se ciò che si è fatto è stato male o bene ; per conto mio credo che parecchio sia stato male ; ma voglio dirle subito ciò che Lei capirà da solo quando sarà stato un anno fra noi. In Sicilia non importa far male o far bene ; il peccato che noi Siciliani non perdoniamo mai è semplicemente quello di “fare”. Siamo vecchi, Chevalley, vecchissimi. Sono venticinque secoli almeno che portiamo sulle spalle il peso di magnifiche civiltà eterogenee, tutte venute da fuori già complete e perfezionate, nessuna germogliata da noi stessi, nessuna a cui abbiamo dato il “la” ; noi siamo dei bianchi quanto lo è lei, Chevalley, e quanto la regina d'Inghilterra ; eppure da duemila cinquecento anni siamo colonia. Non lo dico per lagnarmi : è in gran parte colpa nostra ; ma siamo stanchi e svuotati lo stesso ».

Giuseppe Tomasi di Lampedusa
Il Gattopardo, 1958

Durée: 6 heures

Analysez et commentez, en japonais, les deux documents suivants :

DOCUMENT 1

護憲の理由

68

湾岸戦争以来、日本国で改憲論議がさかんである。改憲の内容は、主として、国際紛争を解決するために武力を用いることを禁じた憲法第九条を改めて、自衛隊の海外派兵を可能にしようというものである。その議論は私を説得しない。私は第九条を改めない方がよからうと考える。その理由はおよそ次の通りである。

第一、「地には平和を」。

武器の破壊力は絶えず増大し、戦争の被害はかぎりなく拡がってゆくから、もし人間社会が生きてのびるとすれば、いつかは戦争をやめなければならず、いつかは世界連邦政府を成立させなければならない。それが遠い将来を望んでの大きな理想である。その遠大な理想へ向っての曲折にみちた人類の歩みにおいて、一步を先んじたのが、日本国憲法の理想主義であらう。

一国民の誇りの根拠は、単にその現状（たとえば物質的豊かさ）によるばかりでなく、またみずから信じる価値、すなわちその理想による。日本国はもはや「神国」ではない。たとえばかつて

のように「神国」を誇ろうとしても、日本のカミは日本国外のどこでもカミではない。もし日本国民が国際社会で通用し得る普遍的な理想をもつとすれば、憲法の平和主義の他にはないだろう。長期的にみて望ましいのは、日本国の改憲ではなくて、まだ第九条をもたぬ国々の改憲である。

第二、「押しつけ」論の破産。

「押しつけられた憲法は、改めるべし」という議論の流行したことがある。しかし日本国民の立場からみれば、現行憲法が占領軍から押しつけられたように、明治憲法も国民が選挙したのではない官僚政府から押しつけられたものである。一方は米国憲法を、他方は帝政ドイツ憲法を範とした。「押しつけ」に大きなちがいはない。それを改めるべきか否かは「押しつけ」の事実によらず、その内容と歴史によるだろう。しかるに日本国憲法の内容は、国民を主権者として、その権利を拡大したものである。国民がみずからの権利を、「押しつけ」られたものだから、進んで縮小したいというのは、ほとんど意味をなさない。大日本帝国憲法が有効であったのは、五十六年間。日本国憲法が有効であったのは四十七年間（一九九三年現在）。一方が伝統ならば、他方もすでに伝統である。国民生活に浸透した政治的伝統は、それがあきらかに破壊的な結果（たとえば十五年戦争）に至るものでないかぎり、みだりに改変を計るべきものではない。

第三、「国際貢献」の倒錯。

今日の世界には、このまま放置すれば人類の将来を脅かすたろう大きな問題がいくつかある。たとえば環境破壊・人口爆発・南北格差・民族主義紛争など。どの問題の解決にも国際的協力の

69 護憲の理由

必要なことはいうまでもない。と同時に、どの問題も軍事力によつては解決されない。民族主義紛争が武力衝突に発展すれば、停戦を実現または保証するために国際的な武力行使が必要な場合もあり得るだろう。しかしその場合にさえも軍事的手段は当座の応急処置にすぎず、紛争の原因を除くためには役立たない。一般に必要な国際協力は軍事的協力ではない。

そもそも国際貢献の話は軍事的協力からはじめるのは、本末転倒である。まず解決すべき問題を列挙し、それぞれの問題について複数の解決法の優先順位を論じ、遂に武力介入を考慮せざるを得ないときに至つて初めて軍事的な国際貢献を考えるのが、事の正当な順序である。いきなり国際貢献即軍事貢献という話から改憲論へ向うのは、政治的倒錯症とでもいう他はない。

国連はもちろん世界政府ではない。今までのところ国連の意志決定は、主として加盟国間の力関係による。南北では北の意志が通り、北側では超大国の意志が通る。国連の決定は必ずしも国際社会の総意を反映しない。そこで日本国の課題の第一は、国連を真に国際化するための努力であり、具体的な決定についての賛否をあきらかにすることであつて、その後初めて、課題の第二、国連の決定にどう協力すべきかがきて然るべきものだろう。国連への註文なしに、話がいきなり国連協力のし方——イラク征伐にカネだけ出すか、出しすぎてもツリはもらわぬか、いくらか自衛隊も出すべきか、自由に大軍を送れたらどんなに素晴らしいかなど——からはじまつて改憲論に及ぶのも、倒錯的である。

国際貢献はなさざるべからず。しかしその道は無数にあつて、その圧倒的多数は派兵を必要と

せず、改憲を必要としない。

第四、何時、誰が、何のために。

それでも「解釈改憲」というものが、なしくずしに行われて、今日に及んだ。そのこじつけと言葉のすり替えには止めどがないようにみえる。いつそ第九条を改めて自衛隊を合法化し、その規模と任務をはつきりと限定した方が、軍国主義の再発を防ぐのに有効だろう、という考えもある。

しかし今日改憲を望む人々が強調してきたのは、まず「押しつけ」論、次は「国際貢献」であつて、軍拡の歯止めではない。「解釈改憲」で軍拡を進めてきた同じ権力が、軍拡を抑制する「改憲」を行つたらという期待は現実的でない。憲法のこじつけ解釈には、さすがに後ろめたさが伴うが、改憲は公然と、明らかに、軍国日本を再建するための道をひらくことになるだろう。

改憲は議会の発議による。周知のようにワイロ・ウラ金・脱税・利権で国民の政治不信が戦後の頂点に達した今この時は、議会が改憲を発議するのに適当な時期であらうか。当面の急務は、おそらく改憲ではなくて、積年の腐敗の体系を、少くともいくらか実質的に浄化することである。

改憲は、つまるところ日本国民の意志による。国民の意志決定は、改憲が日本国をどこへ導くかを国民が十分に知った上で行われなければならない（いわゆる informed consent）。その条件がなく、それでも国民の半数が改憲を望まぬときに、世論を操作して改憲を企てるのは、民主主

義の原則に反するだろう。

以上の理由により、私は日本の多くの市民と共に、またおそらくアジアの人民の大多数と共に、⁷²
日本の国際貢献が軍事的であることを望まないものである。

(93・3・24)

義 首相 戦後体制脱却狙っ

岐路に立つ平和主義

安倍晋三首相は集団的自衛権行使を容認する憲法解釈変更の閣議決定後初めての終戦の日を迎えた15日、政府主催の全国戦没者追悼式の式辞で「平和」への誓いをこぎつけた。今後、来年の戦後70年に合わせた首相談話と自民党総裁選をにらみ、第1次政権から掲げる「戦後システム（体制）」からの脱却を図る狙いだ。不戦を誓った終戦から69年。戦争放棄を掲げる日本独自の「平和主義」路線は岐路を迎えている。

アジア太平洋地域の安全 15日の追悼式の式辞で「不
保障環境が変貌する中、首 戦の誓い」に触れることは
相は「日本をどう守ってい なかった。
くか」に主眼を置く。来年 従来、首相式辞は歴史認
の通常国会では集団的自衛 識を対外的に発信するため
権を行使するための安保関 アジアへの加害責任と反省
連法制の整備を進める方針 に踏み込み、「日本が再び
だ。「悲願」の憲法の条改 軍国主義に走るのでは」と
正を視野に、長期政権への の近隣の懸念払拭（ふし
道筋も描く。来秋の自民党 せ）に努めてきた。
総裁選に向け、石破茂幹事 政権幹部は、安倍首相の
長の処遇を含め、今年9月 式辞に關し「あくまで国内
の閣内改造が当面の政権運 向けの懸念だ」と説明する。
営を占う鍵となる。 だが、首相に「自虐史観に
首相は昨年12月に続き式辞で 流されず、日本の誇りを守
アジアへの加害責任に言及 る」（周辺）との強い思い
しない一方、15日の靖国神 があるのは間違いない。
社参拝を見送った。歴史認 代わって強調するのは
識問題を理由に、対日非難 「平和」という言葉だ。首
を繰り返す中韓両国との関 相の掲げる「積極的平和主
係は局面転換へ正念場だ。 義」を反映したものだ。
11月の北京でのアジア太 「一國だけで平和を守れな
平洋経済協力会議（APEC い」（首相）として集団的
C）首脳会議は両国首脳と 自衛権行使容認による安保
個別会談するチャンス。逃 政策の転換を主導した経緯
せば対立と不信の連鎖を断 もある。
つ機運は遠のきかねない。

自虐史観

「恒久平和に、できる限 る。憲法の平和主義を尊重
り貢献する」。安倍首相は せざるこの声は根強い。

野党議員は「『平和』を 守るための集団的自衛権行
使で若者が血を流すことも ある。首相は『不戦』は使
えないどころか」と指摘す

戦後69年消えた「不戦の誓い」

る。憲法の平和主義を尊重
せざるこの声は根強い。

ANALYSE ET COMMENTAIRE DE TEXTES OU DOCUMENTS EN RUSSE

Durée: 6 heures

Analysez et commentez, **en russe**, les trois documents suivants:

DOCUMENT 1 :

Дмитрий БЫКОВ

<http://www.profile.ru/pryamayarech/item/86547-samaya-strashnaya-tajna>
26.09.2014

Самая страшная тайна

Адаптивность российского населения исключительна, без нее никак не выжить в стране с таким континентальным климатом и точно соответствующим ему историческим циклом. На протяжении одной жизни приходится повторять взаимоисключающие вещи, поклоняться диаметрально противоположным ценностям — поневоле выучишься жить чем-то другим, внеценностным, сугубо прагматическим. И если сегодня надо над чем-то серьезным думать, то именно над этим вопросом: где у российского народа тот рубеж, та твердыня, которой он не отдаст? На какую точку надо нажать, чтобы стопроцентно спровоцировать грозный ответ?

Я не знаю ответа на этот вопрос. И Лев Толстой не знал. И Розанов. И Шолохов.

Про это был написан лучший роман советской эпохи — «Тихий Дон», и сложен лучший анекдот эпохи, про веревочку. Вы его почти наверняка знаете. На советском заводе проводят социологический эксперимент по выявлению протестного потенциала. Объявляют: «С завтрашнего дня работаем без выходных. Кто против?» — Молчание. Через месяц: «С завтрашнего дня работаем без зарплаты. Кто против?» — Никто. Наконец, отчаявшись, объявляют: «С завтрашнего дня начинаем всех вешать. Кто против?» — Одна рука. Все, с надеждой: «Что, товарищ?!» — «А веревка своя или вы дадите?».

«Тихий Дон» — о том, что даже у казаков, самого принципиального и организованного отряда российского крестьянства и воинства, никаких неизблемых правил давно не осталось. Все убивают друг друга очень свободно. А бессмертна только стихия рода: все, что остается, — сын, мать, сестра. Бессмертен только зов весенней земли, на которой надо

работать. Всем остальным можно пренебречь. Но не знаю, остался ли сегодня у кого-то этот зов родства, или уж тем более зов земли.

А что осталось? Айфоны? Да, людей сильно занимают социальные сети, они привыкли ездить по навигатору и закупаться в интернете; но отрубись завтра интернет и запрети власть любые айфоны, это не вызовет никакой революции. Консюмеризм? Но у нас, случалось, жили и вовсе без денег, кормились с огорода, и ничего. Какой консюмеризм в прекрасных городах средней полосы России? Остается та самая стихия рода, то есть дети. Но отправка детей на новую войну должна была бы всех взволновать до дрожи — а ничего, довольны. Гордимся и так далее. То ли страх всех парализовал, то ли какие-никакие чувства могут быть только у людей с элементарной культурой.

Этот вывод, кажется, всё-таки чересчур пессимистичен. Вопрос не в том, ЧЕМ расшевелить российское население, а в том, КОГДА. Россияне в одном состоянии не реагируют даже на голод, а в другом реагируют на любую мелочь; начнись невиннейшие горбачевские реформы раньше, в 70-е, — СССР не распался бы от них, да и партийная власть не рухнула бы. Вопрос не в качестве системы, а в ее возрасте. Ибо главная черта всего русского народа, независимо от убеждений, — проста: ему быстро надоедает. Раз примерно в 20-25 лет.

И тогда его не остановит ничто.

DOCUMENT 2 :

Сергей Сычев беседует с режиссером Андреем Звягинцевым, автором фильма «Левиафан».

<http://www.kommersant.ru/doc/2489672>

16.06.2014

Андрей Звягинцев. Терпение русского человека давно переплавилось в покорность. У него с веками притупилось ощущение собственной правоты, что ли. Правоты как права на что бы то ни было. Его очень легко убедить в том, что он этих прав не имеет. Похоже, что и убеждать не нужно, он это знает на уровне ДНК. Это вам не американец, у которого ощущение самости и самостоятельности в крови. Американец свободолюбив, он сознает свое индивидуальное право на все. Впрочем, будет несправедливым сказать, что русский человек не свободолюбив. Нет, такого ревнителя свободы еще поискать. Но тут есть какое-то неформулируемое различие. Волюшка вольная это тебе не право, гарантированное конституцией или законами штата. Условия, которые русскому предлагает реальность, будто бы лишают его веры в то, что ему по праву принадлежит место под солнцем. Он словно бы всегда в тени и

уже привык к тому. Мы с Олегом (Негиным — сценаристом) долго искали или, лучше сказать, ждали финала. Группа уже давно запустилась с проектом, мы искали город, в центральную площадь которого можно было бы установить декорацию — здание городской администрации, куда должен был въехать трактор нашего героя, Николая. Мы знали, что это будет двухэтажное строение, уже решали, как будем снимать его разрушение изнутри, согласовывали это с техническими возможностями. Не помню, как именно мы от этого финала окончательно отказались, но помню, что именно в этот момент нам стало легче дышать. Сама онтология русской жизни подсказала нам подлинный финал истории. В первой версии сценария наш герой отвечал на вызов, пусть бессмысленно, пусть беспощадно, но это был его ответ. И тогда на финальных титрах зритель почувствовал бы удовлетворение — обманное удовлетворение. В настоящей окончательной версии ответа нет, и потому вызов этот просто вываливается с экрана в зал. Здесь зритель, оставшись наедине с самим собой, станет отвечать на него самостоятельно.

DOCUMENT 3 :

А.С. Пушкин. *Капитанская дочка*. 1836

ПРОПУЩЕННАЯ ГЛАВА

Не стану описывать нашего похода и окончания Пугачевской войны. Мы проходили через селения, разоренные Пугачевым, и поневоле отбирали у бедных жителей то, что оставлено было им разбойниками.

Они не знали, кому повиноваться. Правление было всюду прекращено. Помещики укрывались по лесам. Шайки разбойников злодействовали повсюду. Начальники отдельных отрядов, посланных в погоню за Пугачевым, тогда уже бегущим к Астрахани, самовластно наказывали виноватых и безвинных... Состояние всего края, где свирепствовал пожар, было ужасно. Не приведи Бог видеть русский бунт — бессмысленный и беспощадный. Те, которые замышляют у нас невозможные перевороты, или молоды и не знают нашего народа, или уж люди жестокосердые, коим чужая головушка полушка, да и своя шейка копейка.